

DÜSSELDORFER **DEBATTE**

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

4/84
Dezember

Die wahre Metaphysik beruht in dem Glauben,
daß einmal Ruhe sein wird.

Die Auferstehung der Fleischer widersteht ihr.
(Karl Kraus)

Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Sepp Bierbichler, Dietrich Bockle, Peter Brokmeier-Lohsing, Claus Bremer, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Füllerth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Heinz-Gerd Hofschen, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Hettmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Hans Jörg Sandkühler, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Dieter Süverkrüp, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Alexander Voegele, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORF DEBATTE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
 Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
 Organisation: Helga Bodenstab
 Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
 Einzelheftpreis 15,- DM, im Abonnement 12,- DM + Versandkosten
 Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:
 Zeitschriften- und Buchverlag GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
 Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
 Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
 Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
 Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial.....	2
Karl Pawek Nicaragua, Ende November 1984.....	3
Werner Post Wird die Sache der Armen verraten? Zum Verständnis von Marxismus in der Instruktion der Glaubenskongregation.....	7
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden.....	13
Hans Platschek Die Umarbeitung der Venus Aus der Geschichte der Zwei-Kulturen-Debatte Über Trotzkis »Literatur und Revolution«.....	15
Peter Maiwald Notizbuch 4.....	22
Franz Xaver Kroetz Der Weihnachtstod Volksstück (Bayrisches Requiem).....	24
Michael Ben Lob der Bestecklichkeit.....	45
Legal, illegal, flexibel.....	49
Uwe Timm Viele Wege führen nach Rom.....	51
Chup Friemert Sinnprothesen oder Design.....	59
Rafael de la Vega Die Lukács-Rezeption in der Bundesrepublik.....	62
Thomas Neumann Vor dem Rücken der Avantgarde — Zeitschriftenschau.....	74
Autorenverzeichnis.....	50

Den für dieses Heft angekündigten Artikel, *Grüne Hegemonie*, bringen wir in der 1. Ausgabe der DEBATTE im Januar 1985. Wir haben es vorgezogen, Platz frei zu machen für die Erstveröffentlichung des Bayrischen Requiems von Franz Xaver Kroetz: *Der Weihnachtstod*.

Die ersten drei Hefte haben verschiedenen Ärger ausgelöst. Gefragt wurde nach Gegendarstellungen zu Artikeln, die überraschten oder provozierten. Dazu ist soviel zu sagen. Wir bemühen uns, Themen zu entwickeln, nicht aber Autoren in ihren Ansichten richtigzustellen. Das mag ungewohnt sein, scheint uns aber ein möglicher und geeigneter Weg, um Debatten in Gang zu setzen. So wurde etwa moniert, daß in Alfred Andersch' Aufsatz über »Thomas Mann als Politiker« gelegentlich heftige Kritik an der Sowjetunion geübt wird. Wir haben es natürlich auch bemerkt. Das ändert nichts daran, daß Andersch — jedenfalls Thomas Mann zufolge — es wie kein anderer verstanden hat, dessen politische Entwicklung vom bürgerlich-konservativen Denker zum immer noch bürgerlichen aber sozialistischen Prognostiker aufzudecken, die Anlage dazu bereits dort zu erkennen, wo andere nur den Reaktionär sehen wollten. Das interessierte uns.

Noch öfter wird es geschehen und ist auch in diesem Heft wieder der Fall, daß scheinbar unverträgliche Positionen in einem Aufsatz zusammenkommen. Nicht jeder Autor läßt sich auf die eigene Seite stellen. Die Frage ist vielmehr, welcher man das Gewicht zu geben geneigt ist. Unter seinen Lesern finden sich, um es an Andersch zu exemplifizieren, auch solche, die ausgehend von seinem SU-Bild sich verwundern, wie er dennoch den Weg Thomas Manns nachzeichnen konnte. In der Sowjetunion — Andersch hat dort auch seine Leser — denkt man in solchen Fällen klarer. Man fühlt sich noch nicht oder mißverstanden, sieht aber, wie der Autor einen vertrauten, einen empfehlenswerten Weg einschlägt.

»Umwege erhöhen die Ortskenntnis« sagt ein vietnamesisches Sprichwort. Sonst geht es einem wie Frau Glü, deren Geschichte Günther Anders erzählt:

Als Frau Glü von dem höchsten Aussichtsturm aus in die Tiefe hinablickte, da tauchte unten auf der Straße, einem winzigen Spielzeug gleich, aber an der Farbe seines Mantels unzweideutig erkennbar, ihr Sohn auf; und in der nächsten Sekunde war dieses Spielzeug von einem gleichfalls spielzeugartigen Lastwagen überfahren und ausgelöscht — aber das Ganze war doch nur eben die Sache eines unwirklich kurzen Augenblickes gewesen, und was da stattgefunden hatte, das hatte doch nur zwischen Spielzeugen stattgefunden.

»Ich geh nicht hinunter!« schrie sie, sich dagegen sträubend, die Stufen hinabgeleitet zu werden, »ich geh nicht hinunter! Unten wäre ich verzweift!«

Karl Pawek

Nicaragua Ende November 1984

Die Granate aus dem amerikanischen 60-Millimeter-Mörser war über das Haus geflogen und auf dem kleinen Vorplatz aufgeschlagen. Eine Explosion zerriß sie in unzählige Metallsplitter. Sie durchsiebten die Holzwand mit der Eingangstür, schossen in die Körper der sechs Kinder, die gerade frühstückten, und rissen Löcher noch in die Mauer hinter ihnen. Ein Spitzel mußte den Contras verraten haben, daß die Milizen der Kooperative Jaime Meza bei San Gregorio am Morgen dieses 29. Oktobers eine Versammlung einberufen hatten und der Wachtposten auf dem Hügel nur mit zwei Mann besetzt gewesen war. Die über hundert Söldner aus Honduras konnten die Wachen überwältigen. Dann »neutralisierten« sie, wie es die CIA-Fibel für Massenmörder rät, die sechs Kinder im Alter von vier bis zwölf Jahren, unter ihnen die vier Geschwister Castellano.

Als wir, acht bundesdeutsche Journalisten, am nächsten Morgen das am Rande der Kooperative gelegene Haus betraten, leckte ein junger Hund am Blut und den Speiseresten. Am Boden lag der Mais verstreut, auf dem Frühstückstisch standen noch einige Schüsseln, sie waren heil geblieben. In ohnmächtiger Wut schauten wir die Armseligkeit, betasteten Metallsplitter, stocherten in Einschußlöchern, während uns Hermán, einer unserer vier bewaffneten Begleiter, die Ereignisse des vergangenen Tages schilderte. Nach dreistündigem Kampf, der weitere Opfer auf beiden Seiten forderte, hatten sich die Contras in die Bergwälder zurückgezogen. Später lasen wir, daß noch am Tage des Kindermordes Arturo Cruz, Führer der vom Westen als »unterdrückte demokratische Opposition« bezeichneten Coordinadora-Gruppe, gesagt hat: »Die Contras sind unsere geschätzten Mitbürger, die den Weg des Krieges wählten.« (El Nuevo Diario v. 30.10.84) Hermán, ein höherer Beamter der Provinzregierung in Esteli, im Rang einem deutschen Regierungsrat gleich, drängte zum Aufbruch. Seit über einer Stunde warteten Verwandte der Kinder, Nachbarn, Milizsoldaten am offenen Grab mit den Kindersärgen auf unsere Ankunft.

Ungeheuer heiß war es am 30. Oktober, aber trotz des langen Wartens begrüßten uns die Trauernden auf dem kleinen Dorffriedhof von Santa Ju-

lia mit neugierigen, hoffnungsvollen, dankbaren Blicken. Schweigend ließen sie uns Zeit, das riesige tiefe Grab mit den blauen Brettersärgen zu betrachten und sie selbst, die in ihren abgetragenen, zerschlissenen Kleidern voller Würde und sehr ernst, jedoch ohne jene deutsche Friedhofstrauermeine, die nur das Erschrecken vor der Gewißheit des eigenen Todes verbergen soll, um das Grab standen oder auf ihren Pferden saßen.

Die Trauergemeinde beweinte nicht ihre »lieben Verblichenen«, beklagte nicht das »grausame Schicksal unschuldiger Opfer«. Der Tod ist alltäglich nicht nur hier, sondern in allen Teilen Nicaraguas. Verzweiflung setzt Muße voraus, und nur eine Überflußgesellschaft erlaubt, mit dem individuellen Schicksal zu hadern. Nicht vom Jenseits war die Rede in den kurzen Ansprachen der beiden Milizkommandanten, nicht von Gott und dem ewigen Ruhen in Frieden, sondern vom amerikanischen Imperialismus, von der Bestialität jener, deren Anerkennung als Verhandlungspartner durch die Sandinisten fast die gesamte westliche Welt fordert.

Während der Vorsitzende der Nicaraguanischen Bischofskonferenz, Herr Vega, in Anspielung auf die cubanischen Lehrer im Land gegenüber drei amerikanischen Hochschullehrern erklärte: »Eine Seele zu töten ist schlimmer, als einen Körper zu töten, und deshalb ist eine Bombe, die in eine Seele gelegt wird, viel gefährlicher« (El Nuevo Diario v. 4.11.84), schworen die Bauern, die Soldaten, die Schülerinnen und die Landarbeiterinnen am Grab, eher zu sterben, als das Vaterland den Contras und ihren nordamerikanischen Auftraggebern zu überlassen. Über die riesige Grube riefen sie sich Parolen zu vom Blut, das den Boden düngt, und von Sandino, der lebt. Sogar die kleinen Kinder, die während der Ansprachen umhergetollt waren, richteten sich ehrfürchtig auf, als die Menschen die sandinistische Hymne sangen. Äußerst befremdlich mag das Pathos der Parolen und Gesänge wirken auf europäische Beobachter, denen der Kapitalismus es ausgetrieben hat, sich mit irgend etwas anderem zu identifizieren als mit sich selbst. Doch jeder, der in Nicaragua »Patria o morir« ruft oder »Seguimos de frente con el frente«, ist nicht verlegen, wenn er nach dem Warum gefragt wird. »Es gibt vielleicht nicht mehr zu essen als unter Somoza«, sagte uns eine alte Frau, »aber jetzt leben wir in Würde.«

Als die steinigen Erdbrocken auf die Särge prasselten, bedankte sich der Vater der vier ermordeten Geschwister für unsere Anwesenheit und bat uns, in unserer Heimat die Wahrheit über Nicaragua zu berichten. Spürbar war die Hoffnung dieses alten Mannes, der weder lesen noch schreiben kann, Journalisten könnten dem Tod seiner Kinder noch einen Sinn geben, indem ihre Berichte die Welt aufrütteln. Ich schämte mich über die Vergeblichkeit dieser Hoffnung.

Für den Rest des Tages fuhr der alte Mann in unserem Jeep mit. Er suchte seine Frau, die beim Überfall verletzt worden war und von der niemand wußte, in welchem Krankenhaus sie sich befand. Am nächsten Morgen sollten wir ihn wiedertreffen in Esteli, hundert Kilometer von seinem Wohnort entfernt. Er saß auf den Stufen des Regierungsgebäudes. »Vielleicht«, sagte uns ein Beamter, der sich stundenlang bemüht hatte, den Aufenthaltsort der Frau zu erfahren, »wurde sie noch weiter ins Landesinnere gebracht, aber es gibt Schwierigkeiten mit dem Telephon, mit den Patientenlisten, wir müssen weiter suchen.«

Noch auf dem Friedhof hatte Hermán erfahren, daß sich wenige Kilometer südöstlich drei Contras gestellt haben. Weil wir es eilig hatten, mehr noch weil ein Gerücht besagt, daß Geschwindigkeiten über 80 Stundenkilometer Straßenminen unwirksam machen, jagten die Fahrer unsere beiden Jeeps nach Pueblo Nuevo. Den ersten Wagen begleitete René, Hermáns Frau. Sie trug eine Maschinenpistole. Würde ihr Jeep in einen Hinterhalt geraten, wären zwar die Insassen kaum zu retten, aber Hermán, ein ausgezeichneter Schütze, könnte aus dem zweiten Wagen vielleicht die Contras erschießen. Auch mit Menschenleben muß in Nicaragua nüchtern knapp kalkuliert werden.

In Pueblo Nuevo sprachen wir kurz mit einem Alten, der als Junge ein Bote Sandinos war und jetzt, über 50 Jahre später, mit einem der 300.000 von der Regierung an die Bevölkerung verteilten Gewehre (welcher andere Staat der Erde kann sich eine solche Volksbewaffnung leisten?) sein Dorf verteidigt. Hermán unterbrach uns. Die Bewohner hätten von der Anwesenheit der Contras erfahren, ihre Sicherheit sei nicht länger zu gewährleisten. Wenn wir mit ihnen sprechen wollten, müßte dies gleich geschehen.

Wir trafen sie auf einem geräumten Schulhof einige hundert Meter hinter dem Ort. Zunächst fielen uns nur drei an die Wand gelehnte neue G-3-Gewehre auf, NATO-Waffen von einer Qualität, wie sie in Nicaragua nur bei den Contras zu finden sind. Ein Soldat mußte uns erst auf die drei Überläufer aufmerksam machen, drei junge Männer, 17, 19 und 21 Jahre alt, Söhne von Bauern aus einer Gegend rund zwanzig Kilometer weiter westlich. Ihre Uniformen unterschieden sich nur in einem Farbton (und in der besseren Materialqualität) von denen ihrer sandinistischen Bewacher. Sie waren nicht gefesselt, wirkten sehr selbstsicher und erklärten auf unsere Frage, was sie von den Behörden erwarten würden: »Arbeit«. Sie behaupteten, von den Contras entführt und ohne weitere Ausbildung nach einem kurzen Aufenthalt in Honduras gezwungen worden zu sein, in einer Gruppe von etwa 130 Mann in Nicaragua einzufallen. Diese Schutzbehauptung ist angesichts ihrer mitgebrachten, auch für dollarfinanzierte Contras kostbaren Waffen ebenso unglaublich wie ihre Beteuerung, nicht an der Ermordung der sechs Kinder beteiligt gewesen zu sein. Doch wenn es inzwischen nicht gelungen sein sollte, ihnen die Beteiligung an einem Verbrechen nachzuweisen, werden sie längst schon ihren Arbeitsplatz erhalten haben. Die Behörden jedenfalls zeigten sich im Umgang mit Konterrevolutionären weitaus großzügiger als die Bevölkerung. Als die Contras nach dem Interview zu ihrem ersten Verhör in die nächste Stadt transportiert werden sollten, forderten die Soldaten einen von uns auf, mit auf den Lastwagen zu steigen. Gewiß könne er auf der Fahrt durch den Ort interessante Fotos machen.

Wir anderen gingen in den Ort zurück, aber nicht einmal mehr die Kinder kümmerten sich um uns ansonsten allerorts bestaunte Journalisten. Alle Bewohner standen vor ihren Häusern und starnten in Richtung der Schule. Keine Stimme meldete sich, als der Lastwagen durch den Ort raste, nur Verachtung schrie aus den Augen der Menschen. Der alte Mann, dessen Kinder wir soeben begraben hatten, stand kurz von der Mauer auf, als hätte er begriffen, wer an ihm vorbeigefahren wurde. Hinter einer Straßenbiegung am Ortsausgang verabschiedeten die Soldaten unseren fotografierenden Kolle-

gen. Seine Anwesenheit inmitten der drei Contras war eine Garantie dafür gewesen, daß niemand im Ort versucht hat, sie während der Durchfahrt zu erschießen.

Hermán und seine Begleiter brachten uns nach Esteli zurück. Auch er hatte die Schüsse gehört und die Mörsereinschläge während des Gesprächs mit den drei Jungs, die für alles Mögliche gekämpft haben mögen bei den Contras, nur ganz gewiß nicht für das, was Washington und »La Prensa«, Bonn und die »FAZ« die Freiheit nennen. Mit höchster Konzentration suchte er während unserer Wettfahrt mit der einbrechenden Dunkelheit jede Furt, jeden Wasserlauf, den wir überquerten, jeden Hügel, jede Felswand nach Spuren von Contras ab. Sein Maschinengewehr, das er selbst bei einem Überfall vor sechs Jahren auf eine Somoza-Bank erbeutet hatte, war entsichert bis kurz vor Ocotal. (Am nächsten Tag hat ganz in der Nähe ein anderer Sandinist vergeblich aufgepaßt: Zusammen mit seinen fünf Mitfahrern geriet er in einen Hinterhalt, sie alle wurden erschossen.) In Ocotal erfuhren wir, als der erste Jeep bereits weitergefahren war, vom Bürgermeister der Stadt, daß drei Kilometer nördlich von San Fernando, einem Ort, den wir zweimal an diesem Tag passiert hatten, soeben 18 Contras gefallen seien. Hermán ließ Rum holen in Plastiktüten, und gemeinsam und ohne die geringsten Skrupel feierten wir, ein Lokalredakteur aus dem Ruhrgebiet, ein politischer Redakteur (und praktizierender Christ) aus Schwaben, eine Lehrerin und ein Essayist aus Hamburg, der Regierungsrat und sein Fahrer, den Tod von 18 Menschen.

Stellt Euch vor, es ist Krieg in Nicaragua und keiner würde hingehen.

Ein Sprachrohr habt ihr schon. Was euch fehlt ist ein Hörrohr.

Roman Ritter

Werner Post

Wird die Sache der Armen verraten?

Zum Verständnis von Marxismus in der Instruktion der Glaubenskongregation

Wenn ich der Papst wäre, würde ich den Präfekten der Glaubenskongregation, Joseph Kardinal Ratzinger, einmal zu einem Nachmittagsspaziergang durch das spätherbstliche Rom animieren. Von den Zitadellen des Vatikans über den Tiber führte der Weg zunächst zum Campo dei Fiori, wo inmitten eines farbig-lebhaften Marktes die Statue des am 17. Februar 1600 verbrannten Ex-Dominikaners und Philosophen Giordano Bruno an gewisse kirchliche Verurteilungspraktiken erinnert. Unweit davon lädt dann die Piazza Navona zu einer kurzen Rast ein, vielleicht in jenem kleinen Eissalon, zu dessen Stammgästen der jüngst verstorbene Karl Rahner während seiner Rom-Aufenthalte zählte. Im Gedenken an den großen Theologen böte sich, aus aktuellem Anlaß, eine erneute Lektüre seiner Schriften zum Dialog von Christentum und Marxismus an. Intellektuell wie spirituell gleichermaßen gestärkt, dürften die paar hundert Meter bis zur Via delle Botteghe Oscure keine Mühe bedeuten. Es böte sich dort ein denkwürdiges Schauspiel: Ein Kardinal betritt ein Gebäude, das jedermann als Zentrale der KPI bekannt ist. Mehr noch: Nach anfänglicher Verwirrung entwickelt sich ein lebhafter Austausch von Fragen, Informationen und Meinungen darüber, was heute eigentlich »Marxismus« heißt. Ungeachtet aller offenen Differenzen blieben ein respektvoller Abschied — vielleicht mit einer Gegeneinladung — und Verwunderung: über das Mirakel eines *fragenden* Kardinals und Präfekten.

Auf ein solches Mirakel werden wir noch warten müssen, und ein solcher Spaziergang hat mit Sicherheit *nicht* stattgefunden. Das geht klar aus der kürzlich publizierten Instruktion der Glaubenskongregation zur »Theologie der Befreiung«¹ hervor; sie bietet statt dessen eine Marxismus-Leseart, die — vorsichtig gesagt — polemische Einseitigkeit nicht gerade scheut, aber auch nirgends deutlich macht, ob sie sich nun auf Marx, Lenin, den Dialektischen Materialismus oder schlicht die politische Praxis der Sowjetunion bezieht. Sehen wir also einmal etwas genauer zu, von welcher »marxistischen Ideologie« die Rede ist, bei der die Befreiungstheologie »unkritische Anleihen« vorgenommen haben soll.

Der Vorwurf der Parteilichkeit

Die Hauptvorwürfe werden folgendermaßen zusammengefaßt: Die »echte, wenn auch dunkle Wahrnehmung der Würde des Menschen«, wie sie in der Sehnsucht nach Befreiung zum Ausdruck komme, werde in »gewissen Ideologien« pervertiert, weil sie einen Rückgriff auf Gewalt und eine menschenfeindliche Ethik einschließen. Das führt, *summa summarum*, die

Kongregation zu der »*Gewißheit*...«, daß die tiefgreifenden ideologischen Abweichungen... *unabdingbar* dazu führen, die *Sache der Armen zu verraten*«.

Es gehört nun »*unabdingbar*« zur Eigenart solch wahrlich starker Worte, sich mit lästigen Einzelheiten nicht über Gebühr zu befassen. Erkenntnistheoretisch ein »hybrides Gemisch«, arbeitet *der Marxismus* mit einem »ideologischen Apriori« (d. h. einem weltanschaulichen Vorurteil), ohne sich vorbehaltlos auf die zu beschreibende Wirklichkeit zu beziehen. Zwar lassen sich »Analogen« zwischen den Analysen der Marxschen Theorie und den sozialen Zuständen in Lateinamerika nicht erkennen, doch wird damit gleichwohl »eine wirklich genaue Analyse der Ursachen des Elends« verhindert. — Nun bitte: Worin bestehen die wirklichen Ursachen? Kein Wort darüber, außer daß der Marxismus falsche Methoden anwendet, daß veränderte soziale Strukturen die Menschen nicht ändern können und »daß die Quelle der Ungerechtigkeit im Herzen der Menschen liegt«.

Die Methodenkritik konzentriert sich auf das Stichwort »Parteilichkeit«: Analyse, Kritik und politisch-revolutionäre Praxis gingen Hand in Hand und zerstörten damit den Objektivitätsanspruch der Wahrheit. — So formal läßt sich diese Binsenweisheit schlecht widerlegen: Wahr ist, was der Partei, dem Staat, der Klasse usw. nützt. Bei Marx kommt dieser Begriff aber gar nicht vor! Vielmehr scheint er Einwände solcher Art geradezu geahnt zu haben, als er im Nachwort zum »Kapital« schrieb: »Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungsformen zu analysieren und deren innres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehn, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun.«

Nun, bedauerlicherweise haben sich seine Nachfolger nicht im gleichen Maße an dies sorgsame Konzept gehalten; aber auch im leninistischen Begriff der Parteilichkeit spielt noch die Kritik an der Ineinsetzung von Objektivität mit bürgerlichem Interesse eine Rolle. Die römische Instruktion scheint dagegen am Ideal einer strikt wertfreien, bloß beschreibenden Sozialwissenschaft festhalten zu wollen, obwohl die Spatzen von den Dächern pfeifen, wie illusionär solche Ideale geworden sind. Allerdings gab es in den soziologischen Grundlagendebatten bis etwa 1970 Begriffe, die als »Dustmarken« für die Position des Benutzers fungierten: hier Klasse, Kritik, Revolution, Kapital usw., da Schichten, Konflikt, Empirie, Wertfreiheit usw. Inzwischen besteht hinreichend Einigkeit, daß es Gesellschaftsformationen gab und gibt, in denen der Klassenwiderspruch das determinierende Moment bildet, und daß es differenziertere Formationen gibt, etwa in Europa und den USA, für deren Darstellung das Klassenmodell und der Gegensatz von Kapital und Arbeit nicht mehr ausreichen.

Die Glaubenskongregation, die nun den Begriff »Klassenkampf« durch den »empirisch verstandenen Ausdruck 'zugespitzter Sozialkonflikt'« ersetzt wissen möchte, fällt damit recht peinlich auf einen längst überholten Stand zurück; ja, der antikommunistische Zungenschlag erinnert weniger an erkenntnistheoretische Probleme als an die Kalte-Kriegs-Parolen der fünfziger Jahre. Wer oder was für diese Wende vom Programm des frühen Dialogs zur Verhärtung verantwortlich sein mag, steht hier nicht zur Debatte.

Vorgeschichte und Geschichte

Ein ähnliches, stetig wiederholtes Reizwort ist »Klassenkampf«. (Vielleicht reagiert die Kongregation so allergisch darauf, weil die Befreiungstheologie auch zwischen Hierarchie und Basis in der Kirche einen Klassengegensatz für möglich hält: Sie sollte vielleicht lieber von »zugespitztem Sozialkonflikt« sprechen...) Der Marxismus behauptet, die Geschichte sei eine Geschichte von Klassenkämpfen, auf der »Gewalt ... der Reichen über die Armen« beruhend; die jeweilige Revolution führe zum Sturz der herrschenden Macht und begründe neue Gewalt. Als Prinzip verallgemeinert, »geht diese Auffassung von der Wahrheit mit der Behauptung der Notwendigkeit von Gewalt Hand in Hand und damit mit dem politischen Amoralismus«; letztlich fällt so der Unterschied von Gut und Böse dahin.

Auch hier arbeitet die Kongregation mit Halbwahrheiten. Noch die schlichteste Version des Marxismus hat nie von einem ewigen Kreislauf der Gewalt gesprochen, sondern von der »Vorgeschichte«, die durch mangelhafte Naturbeherrschung, Unterentwicklung der Produktivkräfte und das in Klassenherrschaft, Despotie usw. sich darstellende Recht des Stärkeren gekennzeichnet war; ihr sollte eine »eigentliche Geschichte« folgen, in der die Menschen weder durch Naturzwang noch durch gesellschaftliche Gewalt gehindert würden, selbst ihre Geschichte und die Verteilung der Güter zu organisieren. In der bürgerlichen Epoche hatte die Produktivität bislang ungeahnte Möglichkeiten des Wohlstands für alle bereitgestellt, und mit der Aufklärung entfaltete sich der Begriff der Menschenrechte, d. h. die Universalisierung von Freiheit und Gerechtigkeit. »Klassenkampf« besagte deshalb zunächst nichts anderes als die streitbare Einforderung von Menschenrechten für eine Klasse systematisch Unterdrückter, die diese Rechte aber nicht nur formal, auf dem Papier, sondern auch materiell beanspruchten.

Marx, der in der Tat nicht an die alleinige und selbständige Wirksamkeit der Moral in der Geschichte glaubte, hat deshalb auf die Analyse des Klassengegensatzes und seiner Dynamik so großen Wert gelegt, weil er diesen Prozeß für ökonomisch schwer krisenhaft hielt: ob moralisch oder nicht, er könnte so auf Dauer nicht funktionieren. Wie die Auflösung des Klassenkampfs im einzelnen aussah, blieb offen. Engels z. B. hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts den parlamentarischen Weg über den damaligen Reichstag — mit der wachsenden Mehrheit der SPD — ausdrücklich gutgeheißen. Von einer blutrünstigen Vorliebe für Gewalt kann jedenfalls keine Rede sein. Selbstverständlich schreckt das Beispiel der russischen Revolution und besonders der Stalin-Ära. Aber wo predigt die Befreiungstheologie schon Stalinismus? Nicht einmal der sowjetische Marxismus hat, wie der Faschismus oder analoge Regime in Lateinamerika, Macht und Terror als Wert an sich gutgeheißen.

Das außerordentlich schwierige Thema der Gewalt in der Politik steht aber, wenn so einäugig argumentiert wird wie in der römischen Instruktion, gar nicht zur Debatte. Die Kongregation bedient sich eines Begriffes von Klassenkampf, der mehr ihren apologetischen Bedürfnissen als dem komplexen Diskussionsstand entspricht; und kopfschüttelnd fragt sich der Leser gelegentlich, ob sie wohl bedacht hat, daß sie mit diesen Thesen auch

dem ganzen Emanzipationsprozeß der Arbeiterbewegung. »politischen Amoralismus« bescheinigt, weil er schließlich Klassenkampf war oder noch ist.

Atheistischer Materialismus?

Weitere Einwände gegen den Marxismus lauten: Atheismus; Negation der menschlichen Person, ihrer Freiheit und ihrer Rechte. — Wahrlich, die Verletzungen der Menschenrechte in der Sowjetunion und auch in etlichen ihrer Bruderländer sind ein grauenhaftes Ärgernis; die Gulags und ihre aktuellen Substitute lassen nur den Schluß zu, daß das Experiment Sozialismus in der Sowjetunion weitgehend gescheitert ist. Zu diesem Ergebnis kann man freilich auch leicht unter Benutzung marxistischer Kategorien kommen; anders gesagt: Die römische Instruktion suggeriert mit ihrem unscharfen Begriff von Marxismus, daß dessen Theorien, die sowjetische Praxis und die Befreiungstheologie in einem mehr oder minder notwendigen Verhältnis zueinander stünden.

Als die Kirche sich noch große Mühe gab, die Resultate der Französischen Revolution von 1789 rückgängig zu machen, also in der Mitte des 19. Jahrhunderts, kritisierte Marx bereits die Erniedrigung des Menschen zur bloßen Sache, seine Reduktion auf bloß nützliche Arbeitskraft im Prozeß des Kapitals, das »Zur-Ware-Werden des Menschen«; also: die fundamentale »Negation der menschlichen Person, ihrer Rechte, ihrer Freiheit« ... Wenn aber die Glaubenskongregation sich nicht zu einer differenzierteren Sicht des Marxismus herbeilassen will, muß der abermals kopfschüttelnde Leser eine andere Frage stellen: Wie glaubwürdig erscheint wohl die Nachfolgeorganisation der Heiligen Inquisition, wenn sie sich gerade in diesem Punkt zum Gralshüter der menschlichen Freiheit aufschwingt?

Ebenfalls beim Thema »Atheismus« gilt es, zu differenzieren; Marx war selbstverständlich ein aufgeklärter Freigeist wie viele bedeutende Köpfe seiner Zeit; er hat nicht Atheismus propagiert, sondern versucht zu erklären, warum die philosophisch und wissenschaftlich anachronistisch gewordene Religion immer noch existiere. Mit der bekannten These vom Opium des Volkes behauptet er, daß die undurchschaubare Irrationalität des gesellschaftlichen Gesamtprozesses irrationale Trost- und Rechtfertigungswünsche freisetze. — »Materialismus« hieß für ihn, daß eine wissenschaftliche Analyse der Natur und der Geschichte ohne metaphysische, spekulative oder religiöse Hilfestellung auskommen kann und muß. Das ist vielleicht nicht ganz so selbstverständlich, wie manche Marxisten meinen; es ist auch vielleicht nicht ganz so falsch, wie es manchen Theologen scheint; aber ganz gewiß befindet sich der »Atheismus« nicht »im Zentrum der marxistischen Konzeption«, wie die römische Instruktion schreibt.

Die aktive Atheismuspropaganda der leninistischen Tradition und die durchaus kirchenfeindliche Haltung einer ganzen Reihe kommunistischer Parteien, die es stets auch gegeben hat, bilden nur einen von vielen Wegen. Man wird Enrico Berlinguer so wenig wie G. Marchais, Che Guevara oder Salvador Allende, nicht einmal Honecker oder Kadar eine besondere Neigung zur Christenverfolgung nachsagen können — um nur einige Namen

zu nennen. Alle kommunistischen Staaten garantieren in ihrer Verfassung Religionsfreiheit, auch wenn sie sich meist nicht gerade überanstrengt haben, diese Garantie einzulösen. Der Atheismus der marxistischen Tradition ist ein Kind der Aufklärung und des Fortschrittsglaubens; heute, da diese Traditionen selbst fragwürdig werden, muß man zwischen dem unbeweglich-dogmatischen Traditionalismus der Zentralen und den differenzierteren Entwicklungen an der Peripherie sorgfältig unterscheiden; das gilt notabene für alle geschlossenen Systeme. — In Lateinamerika mag es einen soliden (auch marxistischen) Antiklerikalismus geben; die Schüsse auf den Erzbischof Romero stammten aber weder von einem Marxisten noch von einem Befreiungstheologen.

Streit um Worte — Streit um die Wirklichkeit

Außerdem gewinnt man den Eindruck, daß in der Instruktion der Gläubenskongregation auf neue, überraschende soziale und politische Entwicklungen (und deren Niederschlag in entsprechenden Theologien) in Abwehr, d. h. mit Scheinargumenten eingegangen wird. Sie hat sich zum Beispiel die Frage vorgelegt, warum marxistische Thesen in manchen Ländern der Dritten Welt so einflußreich werden können, und darauf so geantwortet: »Das Bewußtwerden der Ungerechtigkeiten ist von einem *Pathos* begleitet, das seine Sprache oft dem Marxismus entlehnt, die mißbräuchlich als eine 'wissenschaftliche' Sprache hingestellt wird.«

Läßt man den tadelnden, vielleicht sogar eifersüchtigen Unterton beiseite — etwas sauerköpisch wird wenig später auf die kirchliche Soziallehre verwiesen —, so konstatiert die Instruktion wider Willen, daß marxistische Begriffe offensichtlich eine große Attraktion ausüben, weil sie sich *zur Versprachlichung bislang kaum benennbarer Herrschaftsverhältnisse* besonders eignen. Vermutlich ist es dem bolivianischen Landarbeiter oder dem Arbeitslosen in den Favelas ziemlich gleichgültig, ob mißbräuchlich ein Anspruch auf Wissenschaft erhoben wird oder nicht — aber ob seine Lebenssituation angemessen ausgedrückt wird, kann er sehr wohl entscheiden. Eben diese Einsicht hat sich in der Theologie der Befreiung niederge schlagen.

Gegen solche unorthodoxen Einsichten geht das 9. Kapitel der Instruktion energisch zur Sache. Die Befreiungstheologie halte sich an Theorien, nicht an Tatsachen, weil sie von Klassen und nicht von Schichten spreche (welche Terminologie soziologisch adäquat ist, wird offenbar in Rom entschieden). — Erneut geht es vor allem um den Begriff »Klassenkampf«. Sein Gebrauch im Rahmen der Befreiungstheologie wird aus zwei Gründen verworfen, deren erster »historizistischer Immanentismus« heißt. Mit diesem Zungenbrecher ist gemeint, das »Reich Gottes und sein Werden« dürfe nicht mit Selbsterlösung und politischem Befreiungskampf verwechselt werden.

Da die Instruktion keinen Namen und Beleg anführt, bleibt nur die einschlägige Suche bei einigen wichtigen Autoren der Befreiungstheologie; doch weder Boff noch Gutiérrez noch Segundo noch Sobrino stellen derartige Behauptungen auf; freilich halten sie daran fest, daß »Reich Gottes«

kein *bloß* spiritueller Begriff ist, was aber, trotz der für römische Ohren vielleicht etwas ungewohnten Akzente und Emphase, letztlich aus der theologischen Bestimmung des Natur-/Gnade-Verhältnisses hervorgeht.

Der zweite Einwand gegen die Verwendung des Klassenbegriffs fördert einige erstaunliche Argumente zutage. Durch die »Politisierung der Glaubensaussagen« werde die »Klasse der Reichen« nicht in die christliche Liebe einbezogen; bei der Eucharistiefeier führe die »Bevorzugung der Armen« dahin, »in verderblicher Weise den Armen der Schrift mit dem Proletariat von Marx« zu verwechseln: »Dadurch wird der christliche Sinn der Armut pervertiert.« Vermutlich muß man solche Sätze zweimal lesen: die Frau in den Slums, die aus verzweifelter Not eine Abtreibung vornimmt, wird von den Sakramenten ausgeschlossen; einem Pinochet, Somoza, Duvalier usw. wurden oder werden feierliche Gottesdienste ausgerichtet, obwohl jeder weiß, daß sie blutige Hände haben. Vergeht sich ein Landarbeiter gegen die christliche Liebe, wenn er seinen Latifundisten, der ihn nicht leben und sterben läßt, für deplaziert bei der Eucharistie hält? Soll die Frau des zu Tode Gefolterten den Mörder ihres Mannes als christlichen Bruder umarmen?

Es wird jedenfalls erkennbar, warum die Instruktion so sehr am soziologischen Schichtenmodell hängt: Bliebe sie bei der schärferen Klassendiagnose, so stellten sich für die Feier der Versöhnung in der jeweiligen Gemeinde einige harte Fragen, die nicht durch Verweis auf Mängel einer »materialistischen Anthropologie« oder auf die »Quelle der Ungerechtigkeit im Herzen der Menschen« zu lösen sind. In bewährter Manier glaubt sie, Sprachregelung und eine »weichere« Terminologie schafften den tiefen gesellschaftlichen Riß schon halb aus der Welt. So kann man jedenfalls auch dazu beitragen, die Marxsche Religionskritik zu reaktualisieren.

Übrigens hat Marx nie zur physischen Vernichtung des Klassengegners aufgerufen; dieser erschien Marx als Individuum uninteressant, bloße »Charaktermaske«; der Klassengegner konnte durchaus sympathisch, kultiviert, sensibel für Unrecht usw. sein, nur eines konnte er nicht: sich aus den klassenmäßig strukturierten Rollenzwängen lösen, ohne sich selbst aufzugeben. Auf diese Unterscheidung — im Katechismus-Deutsch: zwischen der Sünde und dem Sünder — haben die Befreiungstheologen stets unmißverständlich hingewiesen.

Als »die eigentliche Schande unserer Zeit« erscheint der Kongregation, daß »ganze Nationen ... unter menschenunwürdigen Bedingungen in Knechtschaft gehalten« werden, »während gleichzeitig behauptet wird, man bringe ihnen die Freiheit«. Gemeint sind damit, wie aus dem Kontext eindeutig hervorgeht, die kommunistischen Staaten; die Befreiungstheologen erscheinen dann gleichsam als Lenins nützliche Idioten bei der Sowjetisierung Lateinamerikas, die Basisgemeinden als unfreiwillige Kader. Solche Parolen hat der Leser schon anderswo ganz ähnlich gehört.

¹ Instruktion der Kongregation für die Glaubenslehre über einige Aspekte der »Thologie der Befreiung« (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 57. Hrsg. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn). Zweite, verbesserte Auflage. Vgl. Orientierung vom 15.9.1984, S. 191 f.

Der Aufsatz von Werner Post erschien zuerst in der Zürcher Jesuitenzeitschrift ORIENTIERUNG, Nr. 20/84 vom November

HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden

In Sachen Kapital-Fernsehen empfiehlt Hamburgs Bürgermeister Dohnanyi, SPD, in Ruhe weiterzuberaten und nicht »um parteipolitischer Vorteile willen die andere Seite zu reizen«.

Warum Schopenhauer die UZ für eine gut geschriebene Zeitung hält
UZ, 28.11.84

SPD essen Seele auf

Grüner Morgen (Düsseldorf)

Es kommt jetzt darauf an, einen handlungsfähigen Kern von Leuten zusammenzubringen, die Deutschland noch nicht verloren geben. (Für) eine Bewußtseinsrevolution in der Bevölkerung der BRD; (gegen die) Kriegsvorbereitung (von) Großkapital, die von ihm beherrschten Staaten und die in seinem Schleptau befindlichen bürgerlichen Organisationen; (für) industrielle Abrüstung; (für eine fortschrittliche deutsche Volkskultur, (die den) Bedürfnissen der Menschen und Regionen entspricht; für ein Regenbogeneuropa. Initiativkreis LINKE DEUTSCHLAND — DISKUSSION

Die Konzentrationsprozesse wurden von uns kritisch beobachtet, weil Größe der Handelsunternehmen untereinander, aber auch gegenüber Industrie und Verbraucher Macht bedeutet und Macht (Marktmacht) immer auch gleichzeitig die Möglichkeit des mißbräuchlichen Gebrauchs dieser Macht einschließt. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß es natürlich nicht darauf ankommen kann, Mittelstandsfordernungen zu vertreten. Vielmehr kommt es darauf an, die sich vollziehenden Konzentrationsprozesse umfassend zu analysieren und sozial zu beherrschen

*Geschäftsbericht der HBV zum
Mannheimer Gewerkschaftstag, November 1984*

"Die Alternativen."

Die Alternativen?

Bitte sehr:

GEORGES BRASSENS 40mal von der Billigausgabe bis zur 275-DM-Leinenkassette, JACQUES BREL 20mal, MERCEDES SOSA 10mal, BRUCE COCKBURN 14mal, ASTOR PIAZZOLLA 14mal (und das lange vor irgendeiner Tango-Renaissance und sicher auch noch lange danach), BOB DYLAN 4mal, FAIRPORT CONVENTION 3mal, JEAN FERRAT, LEO FERRE, JULIETTE GRECO, JIMI HENDRIX 13mal, JOHN LENNON, PACO DE LUCIA, YVES MONTAND 15mal, PENTANGLE, MONTY PYTHON, JOHN RENBOURN 8mal, BUFFY SAINTE-MARIE, BARBARA, JANIS JOPLIN, MIKIS THEODORAKIS, TAJ MAHAL, VELVET UNDERGROUND, WAILERS, WOODY ALLEN.

ODER JAZZ? 19mal ARMSTRONG, 23mal BASIE, 9mal BLAKEY, 9mal BROWN (CLIFFORD), 19mal BRUBECK, 18mal COLTRANE, 61mal (und damit die weltweit kompetenteste Collection von) MILES DAVIS, 56mal ELLINGTON, 44mal FITZGERALD, 35mal STAN GETZ, 11mal GILLESPIE, 21mal GOODMAN, 24mal BILLIE HOLIDAY usw. usf.

UND KLASSIK? Von den gesuchten Sammler-Objekten der schwedischen Tenor-Legende Jussi Björling und sämtlichen klassischen Komponisten in nicht gezählten Interpretationsvarianten bis hin zu Stockhausen und den allerneuesten sowjetischen Pianisten-Entdeckungen - alles da und lieferbar.

UND WEITERE 7.609 Katalog-Nummern vom Feinsten, Selensten und Exotischsten, was Schallplatte, Musicassette oder CompactDisc zu bieten haben. Fordern Sie doch mal einen Katalog an.

INTERNATIONAL MUSIC SERVICE
POSTFACH 1409 - 3012 LANGENHAGEN



Hans Platschek

Die Umarbeitung der Venus

Aus der Geschichte der Zwei-Kulturen-Debatte
Über Trotzkis »Literatur und Revolution«

1

1920 hatte Lenin dem Proletkult eine Absage erteilt, die weniger dessen massenpädagogische Unterfangen betraf als Kampfrufe im Falsett wie die Verscilen des Matrosen Kirillov: »Verbrennen wir Raffael im Namen unseres Morgen./Zerstören und zertreten wir die Blüten der Kunst.« In die gleiche Kerbe hieb ein kubofuturistisches Manifest: »Puschkin, Dostojewski, Tolstoi usw. usw. sind vom Dampfer der Gegenwart zu werfen.« Das Manifest allerdings stammt aus dem Jahr 1912, Kirillov schrieb seine Zeilen um 1915: der Proletkult also oder andere, seien es linksradikale, seien es sonstwie zelotische Gruppen, waren bereits vor der Oktoberrevolution in Erscheinung getreten. Zwar fühlten sie sich nicht zu Unrecht als Revolutionäre, gleichzeitig aber erlagen sie einem heute schon klassisch anmutenden Dilemma. Wer nämlich den Stützen des Zarentums, des Fürsten Lwow, Miljukows oder Kerenskis später »Blüten der Kunst« streitig machte, sah sich zwangsläufig einem anderen Echo gegenüber, als er dem Proletariat dieselben Negationen antrug. Dafür sollten, wie Kirillov schrieb, »unsere Seelen« mit Metall und Maschinen verschmelzen oder: »Im hellen Reich der Zukunft werden die Mädchen/schöner sein als die Venus von Milo.« Der Voluntarismus liegt auf der Hand: gegen ihn erhob Lenin Einspruch. Proletarische Kultur fiele nicht vom Himmel; obendrein sei sie die Erfahrung von Leuten, die sich als Fachleute für proletarische Kultur ausgeben. Geschichte, in Lenins Worten: die gesetzmäßige Weiterentwicklung historischer Kenntnisse, sei nicht auszuradieren.

Trotzdem blieb das Problem eines revolutionären Folgerechts an der Tagesordnung. »Hat« das Proletariat Kultur, in etwa der Biene in Marxens Beispiel gleich, die kunstvoll, aber unbewußt ihre Waben baut, oder geht es um Marxens Gegenbeispiel, um den Baumeister, der, weil er das zu Bauen-de vorab schon im Kopf hat, dem Insekt überlegen ist? Diese Überlegenheit bedenkend, brachte 1925 die RAPP (Russische Assoziation proletarischer Schriftsteller) eine Abstufung ins Spiel. Puschkin, Tolstoi sowie die Undso-weiter sollten nicht unbedingt vom Dampfer vertrieben werden: als Matrosen allerdings, von höheren Chargen ganz zu schweigen, waren sie kaum

brauchbar. Zwar lehnten die RAPP-Schriftsteller und ihre Zeitschrift »Auf dem Posten« den proletkulturellen Voluntarismus ab; dafür aber münzten sie das vernunftgemäße Kriterium der Parteilichkeit, zumal was Qualitätsfragen anging, in das der Parteizugehörigkeit um. Jahre später hat Brecht, darauf anspielend, Maler (hier auswechselbar: Schriftsteller) aufgefordert, nicht ihre Parteibücher vorzuzeigen, wenn sie Kommunisten sind, sondern ihre Bilder (beziehungsweise Texte). Dagegen ließen die RAPP-Leute und »Na Postu« keine Gelegenheit aus, über »Bolschewisten ohne Parteibuch«, wie sich bezeichnenderweise Majakowski nannte, herzufallen. Ihr Sprecher Fadejew, der ihn natürlich später pries, hat Majakowski damals mehr als einmal verrissen.

Trotzki wollte 1922, nach Lenins Verdikt also und vor dem Zusammenschluß der RAPP, ein Vorwort für einen Sammelband mit vorrevolutionären Artikeln über Literatur, Malerei und Kultur im allgemeinen schreiben. Das Vorwort weitete sich zu einem selbständigen Buch aus, das 1923 unter dem Titel »Literatur und Revolution« im Staatsverlag erschien. Den politischen Hintergrund der Schrift geben die Auseinandersetzungen um die Nachfolge des kranken Lenins ab. Wie man von Isaac Deutscher erfahren kann, hatte Trotzki offenbar keinen Blick für eine sich abzeichnende Veränderung der Machtbefugnisse. Freunden des Symbolismus mag es nicht zufällig vorkommen, daß er, während ihn Stalin, Sinowjew und Kamenew im Politbüro isolierten, sein Augenmerk auf die Literaturkritik richtete. Der ehemalige Chef der Roten Armee wird zum Reich-Ranicki. In jenen Jahren, sagt Deutscher, war Trotzki »Rußlands führender Literaturkritiker«. Er nennt »Literatur und Revolution« ein Werk, »das mit feinem Gefühl für Kunst und Literatur, mit originellem Verständnis, fesselndem Schwung und sprühendem Geist geschrieben (ist) und in den letzten Seiten eine visionäre Kraft (besitzt), die zu seltenen Höhen dichterischer Erhabenheit aufsteigt.«

2

Warum aber kennt kaum jemand dieses Buch? Warum ist sein Nachruhm allenfalls ein Gerücht? Selbst die einstigen Attacken gegen den »literarischen Trotzkismus« nehmen sich matt aus, vergleicht man sie mit den Polemiken, die Stalin erst im Verein mit Sinowjew und Kamenew, später mit Bucharin und zu allerletzt allein gegen Trotzki als politische Figur richtete. Umgekehrt hat »Literatur und Revolution« bei einer nichtorganisierten oder freischwebenden Linken keine Spuren hinterlassen. 1924 erschien, von Frida Rubiner übertragen, eine Auswahlfassung in Wien, 1968 kam eine zuverlässige, der meschuggenen Typographie wegen allerdings schwer lesbare Übersetzung heraus; 1972 erschien sie als Taschenbuch.

Aber selbst 1968 haben Kulturrevolutionäre, oder wie immer man sie nennen will, nur am Rande, wenn überhaupt, Notiz von Trotzkis Überlegungen genommen. Die französischen, italienischen und englischen Ausgaben bestätigen den Eindruck. Das Schicksal, das dem römischen Lyriker Terentianus Maurus zufolge Bücher haben, mag sich als trist erweisen oder am Ende als grandios: was aber, wenn von Schicksal keine Rede sein kann? Ist Trotzkis »Literatur und Revolution« der sprichwörtliche Schlag ins Wasser? Denkbar allerdings wäre auch etwas anderes. Viele Schriften, die

Trotzki nach 1922 veröffentlicht hat, sind Palimpseste. Was auf den ersten Blick als Aussage erscheint, ist auf den zweiten eine Verkleidung. Prinzipielle Erwägungen sind taktisch gemeint, taktische prinzipiell. Womöglich, so kann man fragen, steckt in dem Buch eine Nachricht, die zu entziffern Sache des Lesers bleibt.

3

Um mit dem Einfachsten anzufangen: die Attacken gegen das, was man den »literarischen Trotzkismus« hieß, zielten auf eine ebenso historische wie ästhetische Schwachstelle. Trotzkis Kerngedanke war ein Trugschluß, einer allerdings, der bereits von Mehring formuliert worden ist, der schattenhaft, obwohl er dergleichen auf das Empörteste zurückgewiesen hätte, bei Lukács auftaucht und dem, um ein weniger bekanntes Beispiel anzuführen, der Kunsthistoriker Max Raphael nachhing. Nimmt man Mehring einmal aus, so muß man im Auge behalten, daß nicht nur die Kinderkrankheit des Proletkults, sondern vor allem sein Ausschließlichkeitsanspruch dem Trugschluß Nahrung gab. Lenin meinte, eine proletarische Kultur sei kein Willensakt, sondern, wie er es, ebenfalls 1920, den Jugendverbänden klarmachte, auch Sache einer Aneignung und Überprüfung klassenfremder Kulturen; er sprach von »Umarbeitung«. Trotzki hingegen sah nur den Willensakt; er kam auf eine Pauschalisierung.

Getreu seiner politischen Theorie, ist die Oktoberrevolution, wie jede Revolution, unvollendet und das letzte Gefecht nicht geliefert. Wahr wird es über kurz oder lang geliefert werden; zwischen den Waffen jedoch, das weiß man, schweigen die Musen. Das Proletariat ist auf dem Weg zur klassenlosen Gesellschaft: vorerst aber, unter seiner Diktatur, in einer Übergangszeit also, könne von »einem Aufbau (der Kultur) in allergrößtem historischen Maßstab keine Rede sein.« »Hieraus muß man die allgemeine Schlußfolgerung ziehen, daß es eine proletarische Kultur nicht nur nicht gibt, sondern auch nicht geben wird; und es besteht keinerlei Veranlassung dazu, dies zu bedauern: das Proletariat hat ja gerade dazu die Macht ergriffen, um ein für allemal der Klassenkultur ein Ende zu setzen und der Menschheitskultur den Weg zu bahnen.«

Wenn Kirillov ein Linksradikaler war, war Trotzki, wie viele Behördenchefs der Sowjetunion, in ästhetischen Fragen ein Linkskonservativer. Kirillov will proletarische Kultur hier und jetzt, Trotzki will sie nie. Nur berühren sich die Extreme. Wenn Kirillov naiv meint, unsere Mädchen werden schöner sein als die Venus von Milo, so fragt man sich, warum ausgegerechnet die etwas dickliche, armlose Marmorfrau als Schönheitsideal herhalten soll. Wenn Trotzki jede proletarische Kultur leugnet, so sagt er indirekt, als Schönheitsideal reiche die Venus vorerst noch aus. Beiden fällt das Nächstliegende nicht ein: daß die Leninsche »Umarbeitung« auch, oder besonders, für Schönheitsideale gilt.

4

Eine solche Suspendierung der Kultur gibt das Thema der letzten drei Kapitel mit den Überschriften: »Proletarische Kultur und proletarische Kunst«, »Die Parteipolitik in der Kunst« und »Die Kunst der Revolution und die sozialistische Kunst« ab; ein Thema, das sich in einen Leitsatz wie diesen nie-

derschlägt: »Wir sind nach wie vor Soldaten auf dem Vormarsch. Wir haben nur einen Rasttag. Da muß man sein Hemd waschen, die Haare schneiden und kämmen und vor allem sein Gewehr reinigen und einfetten... Die Hauptkämpfe stehen noch bevor und sind vielleicht gar nicht einmal so fern. Unsere Epoche ist noch nicht eine Epoche der neuen Kultur, sondern nur der Vorhof zu ihr.« Ein Blick ins Geschichtsbuch lehrt, daß die Soldaten auf dem Vormarsch eine Metapher, keine Situationsbeschreibung mehr sind. 1921 hatten der Bürgerkrieg und die Interventionen ein Ende genommen. So gesehen ist das Biwak-Bild die Hälfte eines Klischees; die andere Hälfte sollen die Musen mit dem Schloß vor dem Mund sein.

Die ersten drei Kapitel handeln von der Literatur außerhalb des Oktober, von den literarischen Weggenossen der Revolution und von Alexander Blok. Das Vorwort reiht eine Anzahl von Sprechblasen, die wohl selbst Molotow ein Kopfnicken abgewonnen hätte. »Die Kultur nährt sich von den Säften der Wirtschaft, und es bedarf des materiellen Überflusses, damit eine Kultur wachsen, sich sublimieren und verfeinern kann... Dazu müssen die Hochöfen heißer brennen, die Räder sich schneller drehen, die Webschiffchen flinker surren und die Schulen besser arbeiten.« Der Ton ändert sich allerdings dort, wo Trotzki unter anderen auf Belyi, Jessenin, Pilnjak oder Marietta Schaginjan, im eigenen Kapitel auch auf Blok, zu sprechen kommt. Eine Art nachrevolutionärer Rentabilitätsrechnung schlägt die Analyse nicht aus, die trotz aller Schärfe, was Mystiker, Serapionsbrüder, Bauerntümmer, Emigranten oder diejenigen anbelangt, die man Mitläufer nannte, Aktivposten, zumal literarische, nicht außer acht läßt, auch wenn am Ende die Passiva überwiegen. Das Denunziatorische, wie es später die Zeitschrift der RAPP »Na Postu« beherrscht, ist ihr fremd. Allein, diese ersten drei Kapitel muten, nicht nur, weil sie von Verflossenem handeln, merkwürdig farblos an. Es stimmt schon, einige Formulierungen sind brillant, so wenn es vom Friedensschluß der Schaginjan mit der Revolution heißt: »Sie steigt einfach mit ihrem Handgepäck und ihrer philosophisch-künstlerischen Handarbeit aus einem Waggon in den anderen um.« Das ändert jedoch nichts daran, daß solche Feststellungen bereits damals festgestellt gewesen sind, derart, daß, sollte es sich bei den drei Kapiteln um Palimpseste handeln, nur zutage tritt, was ohnehin in den offiziellen Literaturlexika stand.

Ungleich ergiebiger sind die Kapitel 4 und 5 über den Futurismus und die formalistische Schule. Nicht nur der Einfachheit halber kann man sich mit beiden in einem befassen, sondern weil Trotzki im Futurismus und im Formalismus bald direkt bald hinterrücks Ideenverbindungen findet. Natürlich lehnt er den Formalismus als unfähig ab, einer neuen Gesellschaft das Wort zu leihen; er räumt aber ein, daß diese Forschungsarbeit durchaus nützlich sei. Er hat nichts gegen eine Kunst im Labor, vorausgesetzt, sie bleibt im Labor. An anderer Stelle spricht er über eine Plastik von Jacques Lipchitz, deren Sinn und Zweck er nicht begreift, es sei denn, »daß man diese Skulptur im äußersten Fall als Kleiderrechen verwenden könnte.« Warum aber dann nicht gleich einen Kleiderrechen? Warum nennen sich Chlebnikow und Krutschewych Lyriker, nicht Wortstatistiker? Denn: »Es bleibt nur noch anzunehmen, daß die Skulptur von Lipchitz ebenso wie auch die Wortschöpfungen von Krutschewych nichts weiter sind als technische

Übungen auf dem Wege zur Meisterschaft, Tonleitern, Passagen und Exerzitien der Sprach- und Bildhaueramusik der Zukunft. Aber dann sollte man die Exerzitien nicht für Musik ausgeben. Am besten ließe man sie in der Werkstatt.«

5 Von hier aus erklären sich die Ungerechtigkeiten, die Trotzki für Majakowski bereithält. Er sieht in ihm namentlich den Futuristen, den Bohemien also, den Mann, der einstmals in gelber Bluse auftrat und, wie kann es anders sein, die Puschkin- und Raffaelverehrer in den Orkus wünschte. Hätte sich dieser Poet damit begnügt, seine Wortschöpfungen im Labor zu veredeln oder allenfalls in Literatencafés vorzutragen, Trotzki hätte mit ihm leben können. Was ihn empört, ist Majakowskis Forderung nach Öffentlichkeit, nach den »Leiden der Brauchbarkeit«, um es mit Brecht zu sagen. Alles in allem hat man den Eindruck, daß Trotzki Geschmacksfragen in den Vordergrund rückt. »Majakowski steht mit einem Bein auf dem Mont Blanc, mit dem anderen auf dem Elbrus. Seine Stimme übertönt den Donner — ist es da ein Wunder, wenn er mit der Geschichte auf familiärem Fuße und mit der Revolution auf 'Du' steht. Dies eben ist das allergefährlichste, weil bei derart gigantischen Maßstäben in allem und jedem, bei donnerähnlichem Gebrüll (Lieblingsausdruck des Dichters), bei einem Ausblick von Elbrus und Mont Blanc die Proportionen der irdischen Dinge verschwinden und man den Unterschied zwischen Groß und Klein nicht mehr feststellen kann. Daher spricht Majakowski von seiner Liebe, das heißt vom Intimsten, als handele es sich um die Völkerwanderung. Aber aus dem gleichen Grund findet er auch für die Revolution kein anderes Vokabular.« Später heißt es lapidar: »Das Pathos des Dichters erstirbt durch Überanstrengung und Heiserkeit.«

Fraglos gibt es bei Majakowski stärkere und schwächere Momente, und ein »Hyperbolismus« ist ihm oft nicht abzusprechen. Aber darum geht es gerade in dem Zusammenhang nicht, den Trotzki herzustellen sucht. Zwar wird er der Anstrengungen gewahr, die der Poet unternimmt, um eine Identität zwischen dem Sprachmaterial und einer genau zu bestimmenden Gegenwart zu schaffen; er übersieht aber etwas Wesentliches: daß nämlich diese Gegenwart, geprägt von einer Revolution, unvorgesehene Ansprüche nicht allein, was selbstverständlich wäre, ans Sprachmaterial stellt, sondern nachdrücklicher noch daran, wie es sich in der Öffentlichkeit verhält. Lenins »Umarbeitung« betrifft folglich nicht nur das, was Majakowski mit dem Schönheitsideal, genauer: mit den Wörtern und ihren Zielsetzungen anstellt; sie betrifft ebenso das, was die Zuhörer den Wörtern, dem Vortrag, ja dem Agitprop als Kunstform, entnehmen. Wie genau Majakowski »umgearbeitet« hat, läßt sich in »Wie macht man Verse« nachlesen. Im übrigen hat er nicht nur brüllende Gedichte geschrieben.

Trotzki jedoch schließt von Außenseiten, von der erhobenen Stimme, von schockierenden Bildern oder gar mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von der gelben Bluse auf ein in seinen Augen literarisches Manko. Er gibt auch einen allerdings mechanistischen Grund an: einmal Bohemien, so sagt er sinngemäß, immer Bohemien. »Die Art, wie Majakowski die Stadt, die Natur, die ganze Welt auffaßt, ist in ihren unterbe-

wußten Quellen nicht die eines Arbeiters, sondern die der Boheme.« Die »unterbewußten Quellen« sollte man kursivieren. Kurz vorher fällt der Satz: was die kommunistische Weltbetrachtung und die Weltaußaffassung angeht, so hätten sie die futuristischen Dichter vielleicht »noch nicht im Blut«.

6

Daß zwischendurch Sätze zu Gunsten Majakowskis fallen, versteht sich von selbst. Womöglich aus Gründen der Rhetorik, womöglich einer ihm innewohnenden Liberalität wegen, ist Trotzkis Gedankegang mitunter der einer Schaukel. 1920 hat Tatlin das heute berühmte Monument für die Dritte Internationale entworfen. Es handelt sich um einen leicht nach links geneigten Turm aus Metallverstrebungen, die einen rotierenden Zylinder aus Glas umgeben, darin die Sitzungsräume untergebracht sind. Der Turm ist insofern hybrid, als er bald als Skulptur, bald als Bau wirken will. Ähnlich zwar wie Majakowski ging es Tatlin darum, mit einem neuen Material die ihm notwendige Identität mit der jungen Sowjetunion herzustellen: im Gegensatz zu Majakowski aber geriet Tatlin in das, was man einen vorausschauenden Anachronismus nennen kann. Denn 1920 wäre es ein Unding gewesen, einen solchen Entwurf als repräsentativen Bau, sofern er überhaupt ausführbar war, auszuführen; angenommen aber, man würde ihn heute errichten, so käme etwas Veraltetes heraus.

Keine Frage, daß Trotzki das Dilemma nicht entgangen ist. Er räumt, auf der Schaukel, Tatlin zunächst einmal das Recht ein, »nationale Stilarten, die allegorische Skulptur, die Stuckverzierungen, Kringel, Schnörkel und Schwänzchen über Bord zu werfen.« Das Gebäude, so meint er, ist eine Übungsarbeit. Er führt als Gegenbeispiel oder als Parallelfall den Eiffelturm an, bestechend durch die Einfachheit der Form, abstoßend durch seine Zwecklosigkeit. Die Zwecklosigkeit schwingt die Schaukel in die Gegenrichtung. Trotzki trennt Labor und Öffentlichkeit auf das Strengeste. Zwar unterscheidet ihn die Tolerierung der Übungsstücke hinter verschlossener Tür von den RAPP-Autoren und dem erst später argumentierenden Schdanow, der letztere aber hätte Wort für Wort das folgende vorbringen können. »Gegenwärtig«, so schreibt Trotzki, »dient der Eiffelturm bekanntlich als Rundfunkstation. Das gibt ihm Sinn, macht ihn ästhetisch einheitlicher. Obwohl — wäre der Eiffelturm von Anfang an als Rundfunkstation gebaut worden — er hätte wahrscheinlich eine noch zweckmäßiger Form erhalten und hätte eine größere künstlerische Vollkommenheit erlangt.«

Warum aber toleriert man das Labor, wenn es vorab schon darum geht, Radiostationen zu bauen? Trotzki spricht wie jener Nützlichkeitsphilosoph Bentham, über den sich Marx im »Kapital« lustig gemacht hat (»Ein Genie in der bürgerlichen Dummheit«) oder wie der Auftraggeber eines Bürohochhauses in Manhattan. Die Brauchbarkeit in Sachen Kunst ist für ihn kein Ablauf von Wechselwirkungen, sie beschränkt sich auf eine vorgesetzte Utilität. Skulptur hin, Bau her: immerhin hat Tatlin einen Wunschtraum verkörpern wollen. Umso erstaunlicher wirkt es, daß Trotzki, dem Deutscher ja visionäre Kraft bescheinigte, Tatlins Absicht zwar zum Anlaß für eine Wendung über kommende Riesenbauten und monumentale Verkörperungen des Epochegeists nimmt, für die Zukunft aber Ei-

genwilligeres parat hat. Dabei, so scheint es, vergißt er, was er rund hundert Seiten vorher über Majakowski schrieb. Trotzki: »Der Mensch wird unvergleichlich viel stärker, klüger und feiner; sein Körper wird harmonischer, seine Bewegungen werden rhythmischer und seine Stimme wird musikalischer werden. Die Formen des Alltagslebens werden dynamische Theatralität annehmen. Der durchschnittliche Menschentyp wird sich zum Niveau des Aristoteles, Goethe und Marx erheben. Und über dieser Gebirgskette werden neue Gipfel aufragen.« Verschiedene Autoren, Iring Fettscher oder in Italien Livio Maitan, nannten das Utopie. Man heißt es wohl besser Alpinismus.

Es gibt Fleischereien, Bäckereien, Metzgereien, Krämereien, Färbereien, Denkereien gibt es nicht.
René Crevel

Peter Maiwald

Notizbuch 4

Daß Van Goghs abgeschnittenes Ohr immer noch mehr hört als die anderen!

Die etwas vom Tisch wischen, sind nicht die, welche die Scherben aufheben.

Wer stets Kunst an die Massen »heranzutragen« hat, erleichtert sich die Arbeit natürlich durch Leichtgewichtiges.

Mit der einen Hand versetze ich Berge, mit der anderen greife ich daneben; was macht das schon?

Ich würde gern zur Salzsäule erstarren, wo Salz fehlt.

Poetesse: Die Mythologie am Ende der gebrochenen Zeilen: hier wäre noch was. Die Mythologie am Ende des Reims: hier wäre nichts mehr.

Neueste Begrenzungen: Die Ersetzung der Freiheit durch den Freiraum, die Ersetzung der Felder durch das Umfeld.

Unser Jahrhundert begann, daß die Surrealisten zur Arbeiterbewegung fanden; wie, wenn es umgekehrt endete?

Beim Lesen, was die Kunst sollen soll: einen Elfenbeinturm wünschen, mit Zinnen, Pechnasen, Wassergraben und Zugbrücke.

Die Entfaltung des Menschen: immer wenn ich dies lese, denke ich an Papier.

Kulturpflege: Ist sie krank?

Lob der Klippen: wenn sie nicht wären, kein Mensch hülfe uns hinüber.

Unser Bewußtsein sieht so übernächtigt aus, weil wir es ständig wächthalten müssen.

Ich wünsche mir, daß Augen auf die Schuppen fallen.

*Treibet das Handwerk nur fort,
Wir könnens euch freilich nicht legen;
Aber ruhig, das glaubt,
Treibt ihr es künftig nicht mehr.*

Friedrich Schiller

Der Weihnachtstod

Volksstück von Franz Xaver Kroetz

(Bayrisches Requiem)

Jesus bleib oben
hier unten schlagen sie dich tot

Graffity am
Bahnhof München-Pasing
Weihnachten '83

Personen:

Erwin, rüstiger Fünfziger
Anni, seine Frau, rund, klein, sauber
ein Mann,
eine Frau,

Bühnenbild:

Einfache, saubere, kleine Wohnung — freundlich alles. Draußen kann es schneien, Blick nach draußen auf weitere Siedlungshäuser der Nachkriegszeit in München. Ein Weihnachtsbaum ist da, ein Koffer steht daneben mit Weihnachtsschmuck, aus dem Radio weihnachtliche Musik.

Zeit:

Weihnachten bei uns daheim

Anmerkungen zum Dialekt:

Das Stück ist in tiefem, kantigem Bayrisch geschrieben. Man sollte es dort belassen. Es gehört so. Man kann es vielleicht in einen andern Dialekt übersetzen, aber dann muß man wirklich übersetzen. Ein deutliches Dialektbett ist für das Stück und seine Geschichte unerlässlich.

Die beiden Fremden sollten Ausländer sein, Türken wohl, und als solche auch ihrer Sprache mächtig. Beide Sprachen sollten oft zusammen klingen.

Die fürs Bayrische verwendete Lautschrift ist eine Fantasieschrift. Vielleicht kann man sie auch als eine eigene, fantastische SCHRIFT-SPRACHE lesen.

Das Stück hat keine Pausc.

Nach einer langen Pause, während der die beiden bedächtig den Weihnachtsbaum schmücken, wobei der eine dem andern die Sachen reicht, vorsichtig und aufeinander abgestimmt.

ERWIN: Sog amoi, du glabst as aba scho, daß i arbadn wui?

ANNI: (schaut ihn an, kleine Pause, nickt)

ERWIN: De andan ned. Und i seiba glab mas a scho boid nimma.

ANNI: Na glab is fia di mid.

ERWIN: (glücklich) Gei, du glabst as scho, du scho. Mia is, ois wenn i gor nimma i waar, ois wenn i an andana waar. Da i, dea wo i wirkle bin, dea is oiwei no beim Menzinger und machd an Lohn fia 57 Leit, den sigd ma ned, aba do isa. Und i, i bin an andana, dea wo ma zuaglaffa is, und deni nimma los kriag. An oana Eckn isa mi ogsprunga — obi bettlن geh soi? (macht eine Bewegung, verzieht das Gesicht)

ANNI: Du schbinnsd ja.

ERWIN: Es hoaßd do, daß de Bettla olle Millionär han, des habe sciba glesn in da Zeidung.

ANNI: Oalle ned, oana in Ameriga, und des is a ganz a ausgfuchsta.

ERWIN: Awa bevor i do in da Kuchl sitz, kannte aa an am Eck stch und beddeln. Und des waar sogar a Geid, wos as Arbadsamt net dafahrn dad. (lacht) Wia schauge aus?

ANNI: Arm.

ERWIN: Em, des miaßad doch langa, oda ned?

ANNI: Arm san heut vui und kriagn nixc. De Zeid hodse gändat, wennma seiba nix mehr hod —

ERWIN: Nachad hodma a nix zum gem?

ANNI: Genau. Dadn mia heid am Bettla wos gem?

(Schweigen)

ERWIN: I miaßat ja wo higä, wo mi beschdimmd koana kennd.

ANNI: Fahrst nach Augsburg jedn Dog zin beddeln?

ERWIN: Vafahre mehra Geid oise dabeledl.

ANNI: Ebn.

ERWIN: In Minga is bloß die Fußgängazone wos stengan.

ANNI: Her auf, aufhern soist.

ERWIN: Do kannt mi wer seng, wo mi kennd.

ANNI: Em, des duasd nia, wennsd des duasd, nachat is aus.

(Kleine Pause)

ERWIN: Und warum?

ANNI: Wos warum?

ERWIN: Warum is aus? Bloß weile zoag, daß ins so schlechd gäd —

ANNI: So schlechd gäds ins no ned.

ERWIN: Wenne de Arbadslosnhilfe nimma kriag und zur Wohlfahrt muaß, moanst des is koa Beddlن nachat?

ANNI: Aba ned auf da Straß.

ERWIN: Liaba war auf da Straß, ois daße zua Fiasorg gä, wei dea in da Fiasorg kennt me, dea hoda mein Akt, dea werd erm ja zuagsteid vum Arbadsamt, den kriagda ja, dea redt mi mid meim guadn ehrlichn Nam o, des kona, weias bloß außa lesn muaß.

ANNI: Aba dea muaß da wos gem, weis insa guads Rechd is.

ERWIN: Aba dea duad aso, ois wia wenna ma wos schenga dad, ois wia weni ned arbadn gangat, weile faul bin, ois wia weni erm obeddln dad.

ANNI: No sama ned beida Fiasorg.

ERWIN: No ned, aba wann? In am hoibatn Jor is so weid.

ANNI: Do hosd wida an Arbad.

ERWIN: Liag mi ned o, Anni, und liag de seiba ned o.

ANNI: (schaudt)

ERWIN: I kriag nix mehr, Anni, des is gwiß, daßi nix mehr kriag. Schaug mi doch o. Wenne drin schde am Arbadamt bei meine Vamittlung, wos glabsd, wos do fia Leid schdengan: meine und deine Kinda kanntn des sei, de wo do schdengan. Und de kriagn nix. (kleine Pause) Mi nimmd koana mehr, fia de bin i scho gschdorm. (kleine Pause) Oiwei machsdas foisch: zerschd miaß ma de Suibakett uman Schdamm wiggeln, und nachad erschd des anda, wei wennsd as umkehrd machst, nachad steß i de Kugln obe, wenni de Suibakett wickel.

ANNI: Schdimmtd.

ERWIN: Freile schdimmtds. Oiwei machtses vakehrd. Oiwei. (er nimmt vorsichtig die bereits aufgehängten Kugeln wieder ab undwickelt um den Stamm eine silberne Kette, von oben nach unten, das erfordert viel Mühe, er lacht)

ANNI: Wos lachsd?

ERWIN: Mia han vielleicht soachane Ogeba.

ANNI: Wiaso?

ERWIN: Hobe ned gsogd, hcia kaff maran kloanan Bam, heia werda ned so groß, heia sans no deiriga wia as lezde Jor und i hob no weniga Geid auf da Seitn fia Weihnachdn, drum kaffma an kloanan Bam.

ANNI: Hamma kaffd.

ERWIN: Hamma ned.

ANNI: Schbinna.

ERWIN: Schaug das o: i wickl jeds Jor gleich eng, und heia aa, und de Kettn is oiwei a bißl zlang gwen, so dasis am End auslaffa lassn ko. Dea Bam is so lang, daß untn kaum glangd. Schaug hea.

ANNI: Schmarrn, mia ham vorigs Jor aa koan gressan Bam ghapt.

ERWIN: An kloanan hamma ghapt mia Ogeba!

ANNI: Aba deiriga wara ned. Dea vorigs Jor hod 49 Mark kost —

ERWIN: — sogsd du —

ANNI: — soge, weile a Gedächtnis fia Zoin hob und du ned.

ERWIN: Oliagn duasd mi.

ANNI: Liang habe gor ned notwendig, weis d Wahrheit is.

ERWIN: Moansd.

ANNI: Vorigs Jor hoda oa Mark weniga kosd wiran Fuchzga und heia hoda 46 Mark kosd. Wer rechna ko!

ERWIN: Aba länga isa.

ANNI: Schena isa und mehra Äst hoda. Wei mia zu fria ganga han vorigs Jor, valauta Angsd, daßma koan mehr kriagn. Und wennma zfruah gäd, nachat hans no deia, wei da Vakeifa moand, daßa oalle vakaffa ko fia sein ausgschammdn Preis. Heia san ma erst schbat ganga, und da waras Hauptgeschäft scho rum —

ERWIN: Wos de mid de vuiin übrig bliebna Baama dan?

ANNI: Wos scho, vabrenna.

ERWIN: Schod drum.

ANNI: Freile. Aba heia ham ned bloß mia weniga Geid ois wia letzds Jor, sondan de andan aa, und da hans auf am Haufa Bama sitzn bliem, wei do werds vui Leid gem, de wo song: heia foid da Baam amoi aus. Und auf des warn de Vakeifa ned gfaßt, und drum hans heia gega as End rum billiga worn, wei no so vui do warn. Und mia ham deswegen a Glick ghapt.

ERWIN: Bei ins foid da Baam ned aus! Dea foid ned bloß ned aus, dea is greßa ois wia im letzdn Jor.

ANNI: Und wannst du a bißl gscheita warst gwen, nachat häd ma sogor no handln kenna und vielleicht häddma erm no um fünf Mark billiga kriagd.

ERWIN: Mia han ned in Italien.

ANNI: Des ned, oba i hobs am Gsicht vum Vakeifa ogseng, daßa uns den Baam vielleicht ano billiga gem häd, wennma a bißl rumdo häddn, und wenn du ned glei gschrien hädst: den nemma, den nemma!

ERWIN: Gschrian hobe ned.

ANNI: Freile hosd gschrian und glei zoid.

ERWIN: I bin em a ehrliche Mensch.

ANNI: Du bisd ned erlich, du bisd dumm.

ERWIN: (schaudt)

ANNI: (lacht)

ERWIN: (schaudt den fertigen Baum an) Sche isa.

ANNI: Sehr schön.

ERWIN: Ohne an Baam, (kleine Pause) des is koa Weihnacht.

ANNI: Beschdimd ned. Oiso, auf gäds, (sie nimmt ein kleines verpacktes Päckchen, drückt es ihm in die Hand) Schene Weihnacht, Erwin, schene Weihnacht. Vui is heia ned, des woasd scho.

ERWIN: Freile.

ANNI: Aba des Hemd hodma gfoin, und braucha kosd a a neichs Hemd, wei de andan olle an de Krägn ausfrans und bei de moderna Fasern komma an Krong nimma umdrahn.

ERWIN: (hochdeutsch) Ein schönes Hemd!

ANNI: Mia hods aa gfoin.

ERWIN: Sehr schön. Dir aa schene Weihnacht. Do! (gibt ihr ein kleines eingewickeltes Päckchen) Groß is ned.

ANNI: Laß mi seiba schaung und vadirb ma ned de Ibaraschung.

ERWIN: Machs hoid af, weiles nimma dawartn ko.

ANNI: Keine Geduld dca Mensch.

ERWIN: I frei mi, wennsd du di freisd.

ANNI: (macht es ganz langsam auf, sie sieht ein Etui) Aba des Etui kenni.

ERWIN: Des kosd du gor ned kenna.

ANNI: Freili kenni des, do wor doch dei Fülla drin, dcnsd vor a por Jor kriagd hosd. Na, den moge ned — dea ghört dia und isda von da Firma ois Präsent gem wordn fia 25-jähriges Firmenjubiläum. Den moge ned. Dea ghärt dia.

ERWIN: Des is ned des Etui.

ANNI: Freile is des, ogstricha hosdas mid oana andan Farb.

ERWIN: Des Luada hod Aung im Kobf wira Luchs, dea entgäd nix. Etz machs scho auf.

ANNI: (*tut es*) Koa Fülla.

ERWIN: (*lacht*) Na.

ANNI: Erwin, du bist ja narrisch worn!

ERWIN: Gfoids da.

ANNI: Jaaa. Na.

ERWIN: Ned?

ANNI: Na, i mog koan Modeschmuck, des woäßd doch.

ERWIN: Des is a koana.

ANNI: Des werd koana sei, woäßd wos des kost, wenn des echt is —

ERWIN: Vui.

ANNI: Des kosd song. (*sie schaut das Armband genau an, plötzlich schnell erschreckt*) Des is echd gei?

ERWIN: (*nickt*)

ANNI: Wiaso is des echt?

ERWIN: Echt is, des is echt, wost koan Modeschmuck nia ned mäng hosc, hädida a nia oan kaffd.

(*kleine Pause*)

ANNI: Des is wirkle echd. (*Pause, beißt die Zähne zusammen*) Du Schbin-na, du narrischa, des gäd doch ned, daß du mia sowas schengsd. Hosc denn du gor koan Vaschdand in deim Hirn? Ha. Des hod do mindestens fünfhundat Mark kost. Wo hosdn des Geid hea?

ERWIN: Hobe em ghapt.

ANNI: Wos hosc du ghapt, nix hosc du ghapt. An Uhr hobe woin fia 20 oda 30 Mark, a Quartsuhr fia des Geid hobe woin, i hobdas zoagd im Kaufhof, da hodses gem, und de hobe woin, damid wenigstns oana von uns woäß wia schbat daß is. Ko Armbandl hobe woin füa fünfhundat Mark. (*schaut ihn an*) Na, do hosc ma koa Freid gmacht, Erwin, des hädimia nia ned denkt von dia, daß aso dummm bisd. I schbar und kaf nedamoi mehr a Rindsleba, weis aso deia is, sondan wart aufs Angebot fia de Schweinane und du haust as Geid auße. Soie mid dem Armbandl zum Supamarkt renna und fia oan Dog einkaffa und ned mehra ois wia 10 Mark ausgem und des Bandl do am Arm hobn. Fia fünfhundat Mark.

ERWIN: Des langt ned.

ANNI: Des is deiriga gei?

ERWIN: Vui deiriga. (*kleine Pause*) Gfoits da ned? Gor ned?

ANNI: (*weint*) Gfoids da ned?! Freile gfoids ma, des muäß oam ja gfoin, des gfoid do am jedn.

ERWIN: (*lacht*) Wennsda gfoid, nachad brauchsd doch ned woana. Warum woanst wenns da gfoid.

ANNI: (*weint und sagt nichts*)

ERWIN: Vor a por Wocha han mia in da Maximilianstraß gwen und ham Auslagn ogschaut, woäßt as no?

ANNI: Jo.

ERWIN: Hamma Auslagn ogschaut fast an ganzn Dog. Wei, hamma ins gsogd, oschaung kost nix, und gfreit uns.

ANNI: Jo.

ERWIN: Und da hobe di fast nimma weg brochd vun oam Juvelier, woäßtas

no, in da Maximilianstraß.

ANNI: Hosc mi schon wieda wegbrocht.

ERWIN: Aba lang hosc dauert, so host in de Auslag neigschdarrt.

ANNI: Weis so sche war, woś do drin war. (*kleine Pause, sie schaut den Schmuck an, sie schaut ihren Mann an*) Den Schmuck, den wori ma do ogschauß hob, dea hod do drin, as kloanste Schdigl, zwoa — oder dreitausend Mark kost —

ERWIN: Genau.

ANNI: Is des Armbandl vo dem?

ERWIN: Na, vo dem ned.

ANNI: Aba vun am andan, wo aa so deirig is.

ERWIN: Ned ganz aso deirig. (*lacht*)

ANNI: (*lange Pause, dann leise*) Gschdoin. Des hosc du gschdoin. (*sie schaut ihn an*) Aufm Konto feid koa Geid, i hob vorgestan de Auszüg ghoid. (*große Pause*) Gschdoin hosc das, des hoda gschdoin.

ERWIN: Zwölfhundatsechsafufzg Mark hosc — häds kosd.

ANNI: Zwölfhundatsechsafufzg Mark.

ERWIN: Jo.

(*Pause*)

ANNI: Bettln und schdein, ois waar des ois as gleiche.

ERWIN: Ises ned, in insara Situation?

ANNI: Moandsd du!

ERWIN: Mia hams mei Arbad gschdoin und i hob erna des Armbandl gschdoin.

ANNI: Wem?

ERWIN: Da Wirtschaft. De Wirtschaft mia und i ihr. (*kleine Pause*) Des war koa kloans Gschäft wo i drin war, des war a groß Gschäft, des ham de no gor ned gmerkt, des merka de ershd, wenns Inventur macha, und nachat sans vasichat.

ANNI: Des ham de scho gmerkt, wos aso deia war.

ERWIN: De denga in andane Dimensiona, des ham de no ned gmerkt.

ANNI: Und de Vakäufarin, wenn de dafia grod schde muäß.

ERWIN: Des war a Vakäufa.

ANNI: Wei dea ned entlassn wern ko, wenn erm so was bassiert.

ERWIN: Dea hod ned so ausgschaugt, ois wenna recht arm waar.

ANNI: Es schaung oft oana nach wos aus und hod nix.

ERWIN: Dea ned, dea hod scho wos ghapt, und entlassn kona aa ned wern, wei ershd miaßn de wissn, wem des Armbandl gschdoin worn is, wei da warn no mehra Vakäufa und Kundn warn aa grod gnua drinna wiri drin war. Und vielleicht wissn sies ned amoi nach da Inventur, daß erna was gschdoin worn is.

ANNI: Des wissn de etz scho.

ERWIN: I hob aba an Drix ghapt.

ANNI: Du und deine Drix, wost ned amoi midm Weihnachtsbamvakäufa uman Fünfa handeln kosd! Deine Drix ham de glei durchschaugt, des kosd glam.

ERWIN: Hams ned, sunsd dads etza ned doliegn.

ANNI: I wui nix hean.

ERWIN: Nachat em ned.

ANNI: Gschdoin, wos wuistn do no mehra song. Packt werstas hom und davonglaffa werst sei. De Polizei werd scho a Personenbeschreibung hom. Warts nua ab. Weihnacht! Pfu deife!

ERWIN: Wennst mi ned vasein laßt. I hob an Drix ghabt. I hob a Armbandl gseng, des wo i hom woidt. Ungefähr. Und nachad bini ganga und hob an Modeschmuck gsuacht, dea wo genau so ausgschaut hod ois wia des Armbandl, des wo i woin hob. Und den habe kafft. Und nachad bini damit in des Geschäft, wo des echte war, und hob ma de Etuis zoang lassn mit de Armbandl. Und nachad habe aus dem, wo des drin war, des wo mia gfoin hod, des echte außa und des Foische eine do, wia da Vakaifa ned hergschaugt hod. Beinah wars ma henga bliem an da Schbanga, aba i hobs nei kriagd, und des andane in meina Manteldaschn vaschwindn lassn. Und nachat habe an Deckl von dem Etui, wo des foische drin war, a bißl zuagmacht, damit des foische ned gor aso foisch außaleicht, aba ned ganz zua, damid da Vakäufa siegt, do is no wos drin. Und wira nachat wieda kumma is mid andane Armbandl, do hoda scho gschaugt, aba nua kurz, er hods ja in olle Etuis funkeln gseng, und do wara zfriedn. Nachat habe erm gsogt: Na, de san olle so deia, guada Mo, de kone oalle ned kaffa, i ibalegs ma no amoi, wia vui daße wirkle ausgem ko und nachat kimm i wieda. Etza, habe gsogt, vaschwinnt ma ois vor de Augn, so deia is des Zeig, etza muße erschd amoi Lust schnappa. Und des hoda ma glabd, und i bin ganga, ganz freindle hoda auf Wiedersehn gsogd, und i aa. Und nachat ware draußn und hobs ghabt.

ANNI: (kleine Pause) So bläd isa Schmuckvakäufa ned, dea siegt des sofort, ob wos foisch is oda ned.

ERWIN: Freile siegd as, wennas segn wui. Aba in dem Moment hoda koan Grund ghabt, daßa seine eigna Sachan oschaugt obs echt han. (lacht) Des war ebn schlau von mir, gei?

ANNI: Schlau, schlau? (kleine Pause) Wenn des wirkle wahr is, wiasd as vaseist, nachat host du ned mid deina Schläueit gstoin, sondern mit deim in 55 Johr ehrlich erworbna Gsicht. Mid dem ehrlicha Gsicht hods du gschdoin, ned mid deina Schläueit.

ERWIN: Aba hom duris des Armbandl.

ANNI: Aba bloß oamoi, Erwin, a zweats Moi ned. A ehrlichs Gsicht auzd se schnella ob ois wia ma schaugd, scho beim nágstn Moi —

ERWIN: Weihnacht is bloß oamoi im Johr.

ANNI: — scho beim nächstn Moi siegds dia da bledeste Vakäufa o, und nachat nutzt de Schläueit gor nix mehr.

ERWIN: Es war an Ausnahm und so sois a bleim.

ANNI: Wia dea redt, da Herr Dieb. Aufd Polizei soides drong, des waas as beste. Na kimmst ins Gfängnis.

ERWIN: Drogasd as aufd Polizei, wennsd wuist, kimmi ins Gfängnis. Glabst des macht mia so vui aus. Glabst i sitz ned scho boid liaba im Gfängnis ois bei dir in da Kuchl beim nix doa. Von dene im Gfängnis sogd ma, de kenna ned arbadn, weis sitzn, aba von mir sogd ma i bin an oida Depp, dea nix mehr ko, dea zbläd is fian Fortschritt, dea nimma mit kummt. Da ware scho boid liaba im Gfängnis des is vielleicht bessa, weis ehrlicha is, wei mas vaschded.

ANNI: Hods ibahaupts koa Dangbarkeit mehr.

ERWIN: An wos?

ANNI: An olle wo ins so lang so guad danährt ham.

ERWIN: So lang so guad danährt, du duasda grod aso, ois hätts ins 40 Johr ois gschenkt, ois hädi ned 40 Johr arbadn miassn, ois hädi Urlaub ghabt und häd as Geid nachdrong kriagd fias nix doa.

ANNI: Da Staat —

ERWIN: — da Staat, dea is doch schuid an insara Armut und insam Unglick. Wos vateidign de Starfighter andas ois wia mei Arbadlosigkeit und mei Unglick. Wos vateidign de fira Freiheit, wenne frong derf? De Freiheit, daße nach Afrika fahrn ko, wei ma offane Grenzn ham? I brauch ned nach Afrika, i wui do in Minga an Arbad, und wennma uns wieda amoi an Urlaub in Tirol leistn kenna, nachat bini froh. Wos vateidign de fira freie Marktwirtschaft, fia a freies Untanehmadum? De vateidign de Untanehma gega mi, de vateidign de Wirtschaft gega an Arbeita und Ogsteidn! Etz woins ois kirzn wos daglanga kennan, und wo: beim kloana Mo! Und wennse da kloane Mo riaht, nachat hoins erna Polizei und ernane Panza — grod wia in da Hitlazeid. Na, von dem, wos mia wichtig is, verteidign de gor nix, der Staat, und de Freiheitn, de wo der vateidigt, des san de gleicha, mid dene de Untanehma mid uns Schlittn fahrn. I scheiß da auf den Staat, des woasf scho. I wui an Arbad und i wui a menschngerechts Lem, i wui ned schdein, i wui arbadn, aba wenns mi ned arbadn lassn, wenns mei Arbad wegrationalisiern und mi zum Bettla macha, nachat schdui i erna so guad i kon, und so lang mei ehrlichs Gsicht ausreicht. Na, dea Staat, den mia ham, des is ned da meine, de is dea von de andan.

ANNI: Redst, ois wenns da in da Ostzone liaba war.

ERWIN: Isma ned. Isma ned. Aba wenni de Wahl hob, daße de große Freiheit hob, ibaoi in da Weid hinreisn, und es hod no mia in meim Lem fia mehra glangt ois wi fia Italien, und wennma nachat de Freiheit nimmt, daßi arbadn ko wenne mog, dann vazicht i auf de Freiheit von da großn weidn Weid, de i mia gor ned leistn ko, und bleib dahoam und hob da an Arbad dahoam. De kloane Freiheit, daße arbadn derf isma liaba, ois de große, daß i vareisn derf und koa Geid dazu hob.

ANNI: (laut) De Freiheit im Westn is mehra.

ERWIN: Welche? (lauter) De Gewerbefreiheit? De brauchan mia notwendni mia zweoa, machma doch an Ladrn auf oda glei a Firma, mid de zweahundsechzg Mark, de aufm Konto san. Und wennma mehra hädn, und mia machatn wos af: wos denn? Wos längst a Dutzend greßare gibd, de wo ins im erstn Johr schlucka. Gewerbefreiheit, de brauchan de andan, de wo an Haufa Geid ham und de Wirtschaftsschwindla. Und de Gsetza rund um de Gewerbefreiheit de brauchans, damits an oafacha nomala Mensch fia sich arbadn lassn kenna, daß erm ausnutzn kenna, daß erm auspressn kenna wira Zitrona und wenna nimma ko, oda wenns erm nimma bracha nachat schmeißns erm aufn Misthaufa. Sogar a Roß kriagd a Gnadnbrot, a Arbeita kriagd koans.

ANNI: De Renth!

ERWIN: Erstns hammas no ned, und zweatns is des des Geid, des mia ei zoid ham a Lem lang, des ins abzong ham a Lem lang, und den Teil, den wo da Untanehma zoid, den hoda a ned vom Himme, den hoda davo,

wos erm vo unsara Arbad übrig bleibt, wosa vadernt, weila uns arbadn laßt fia si. Na, de Freiheit brachi ned. I brach de Freiheit, daß da Staat dafia sorgt, daß i arbadn ko wenne mog. Und de hob i ned. Wenne arbadn ko brache ned schdein, des Armbandl hädida friha, wias mi no arbadn ham lassn, kaffa kenna, do hädi higspart a hoibats Johr und nachat ware stoiz in den Ladn ganga und häds kafft. Wer isn do schuid, daßis heit nimma kaffa ko, i oda da Staat?

ANNI: I hätt des Armbandl ned braucht.

ERWIN: (schreit) Aba i hob das schenga woin! I hob das schenga woin. I hob da ned a Uhr für 19.90 kaffa woin wira Lehrling seina Freindin, sondan wos gscheits. Des is moi Freiheit, daße arbat und wos kaff —

ANNI: — oda schdui.

ERWIN: Ja, oda schdui in dem Foi und schlechts Gwissn hob i koans.

ANNI: Mia miassn aba olle sparn, weis da Wirtschaft schlechta gäd.

ERWIN: Freile gäds ihr schlechta, des is doch klar. Heia lassns zwei Milliona Menschn ned arbadn, von dene die meistn gern arbadn dadn, ja wos moanst denn du, wos des fia a Valust is fia de Wirtschaft, und de derfa ned bloß ned arbadn, de miassn aa no ausghoidn wern, wos glabst denn du wos des fia a Valust is, wenn zwoa Milliona Menschn a Johr ned arbadn! Wos glabst denn du wos des fia a Haufa waar, des waar ein Gebirge so groß waar des, wenn ma des ois aufschichtn dad, wos de zwoa Milliona in oam Johr herschdein kanntn, wenn mas lassn dad! Lassn miaßad mas grod! Und de Regierung, wos duad de, nix duads dagegn, am Reagan in Arsch kriachans eine vor lauta Freid. Weis olle zamhaltu, und warum hoitns zam? Weis de gleicha Intaressn ham. Wenn i an Haufa Geid hob, wos is nachat mia wichtig: de Inflation oder de Arbeitslosigkeit? 10 Prozent Inflation kostn mi von meim Vamögn 10 Prozent Geid, aba 10 Prozent Arbadslose kostn mi gor nix. Im Gegenteil, de bringan mia sogor no was, wei bei 10 Prozent Arbeitslosigkeit dann de, wo arbadn derfa, bestimmt nimma aufmucka, da arbadn de fia weniger imma mehr, und san brav und fleißig und draun si ned amoi mehr grank wern, und draun si ned amoi mehr auf a Kur geh, vor lauta Angst, daß auße fliang, und fliang is leicht, solangs auf da andan Seitn Milliona gibt, de arbadn woin. Na, fia de Menschheit is de Arbeitslosigkeit a Unglück, aba für de Bankn is a Seng. Und wer vahindat, daß des andas werd, da Staat mit seine Armeen und seine Panza? Fliagn wennis hör iba uns, de Düsnjäga, und nauf wenn i schaug, da denk i scho lang nimma: fliagds nur, ihr fliagds für mi und moi Freiheit. Obaschiaßn mechat is, obaschiaßn und des waar a richtig.

ANNI: Fruha hosd andas gredt.

ERWIN: Do ware no ned arbadslos.

ANNI: Und koa Diab!

ERWIN: Hams mi gfrogd, wias des neiche Buchungssystem in da Firma eingführt ham, ob mia des recht is. Freiheit is, daß ma gfrogd werd, wenns oan ogäd. Des neiche Buchungssystem is kumma und i bin auße gflogen. Wem sei Freiheit is nachat des? De meine? Bestimmt ned. Des is de Freiheit von da Firmenleitung, daß duad wos wui. Und wia hamms erna den Computer kaffa kenna für 40 Millionen? Doch von dem Geid, des mia

vadernt ham. Wei mir ham Stricksachan hergsteit, und de Stricksachan hod ned da Herr Paulig in seim Büro hergsteit, sondan de Arbeita —

ANNI: An seine Strickmaschinen.

ERWIN: An SEINE, ja. Des is a a Freiheit in unserm System, daß des seine san. Ofgangt hoda mid fünf Strickerinna, de in Heimarbeit garbad ham. Dene hoda so wenig gem fia de Strümpf, daßa boid sovui Geid ghabt hod, daßa a Strickreihe hod eirichtn kenna. Und nachat hoda seine Heimarbeiter ind Fabrikhalln einegsitzt und dort arbadn lassn. Fira bißl mehr Lohn hams vui mehr gstrickt. Und so is weida ganga. Mia ham erm den Reichtum brocht, mia, mid unsara Arbad hamman erm brocht. Und des is sei Freiheit, da schaigt da Staat Tag und Nacht, daß an dera Freiheit ja nix passiert: daß ma andere Leit für sich arbadn laßt, daß ma schlecht zoid und ausnuzt. Des is de wichtigste Freiheit, auf der des System funktioniert. Und dagegn hättn mia sogar gar nix ghabt. Aba je mehra Geid daßa vadernt hod, da Herr Untanehma, um so mehra hod erm da Hafan gstocha: und um so mehra is erm um sei schens Geid leid worn, des wosa seine Arbeita gem hod miassn. Und do hoda ofgangt, von dem, wos mia erm an Reichtum vadernt ham mid unserm Fleiß, sochane Maschina zkaffa, de wo koane Menschn mehr braucha. Mid unserm Geid hoda uns ausradiert aus seiner Firma. Investitionen erleichtern hoaßts bei dene ganzen Schwindler in der Wirtschaft. Wer investiert denn no in am Arbeitsplatz? Koana, in da Vanichtung vom Arbatsplatz werd investiert... Und mia ham de Freiheit, daß mia zuschaugn, wie de andan uns am Kragn umdrahn... Mehra ned. (Pause, er schnauft, leiser) I kriag nia mehr an Arbad, Anni, des is an Illusion. Mia miaßn uns durchfrettn, und nachat ko i vielleicht in zwoa Johr für die vorgezogene Rente eigem, des is ois, wos is no an Freiheit in dem System hob und du aa.

ANNI: Aba du host seiba oft gsogt: liaba bei uns arbatslos ois wia drübn mid Arbad. Erstens verdien i bei uns ois Arbadsloser mehra ois wia drübn als Hauptbuchhalter und außadem hobe moi Freiheit.

ERWIN: Des habe gsogd, wiri no ned arbadslos war. Heit mechat i arbadn, scho boid um jedn Preis. Des schlimmste is doch, daß i do bei dir in da Kuchl sitzn muß an ganzn Dog, und daßi aufd Uhr schaug und de Zeid ned vagäd, und daßi ned woäß, wose mid da Zeid ofanga soi, bevors Fernsehn losgeht. Naus trau i mi ned, weili ma deng, de Leit, wo mi seng, frong se: warum hodan der Zeid, daßa spaziern gäd, wo de andan Menschn arbadn. Und nachat songs: dea is arbadsschei oda zbled. (kleine Pause) Des is ois wira Grangheid, vaschdesd, des is, ois wenni an Auszett häd, mid soichane Binkeln im Gsicht, und wer rennt damit scho gern umananda.

ANNI: Hosd koana Binkeln. Bist ned schuid.

ERWIN: (laut) Mia is aba, ois wenni Binkeln häd.

ANNI: Und deswegen mächsd etza am liabstn midm Luftgwahr de Tornados vom Himme owa hoin und schduisd.

ERWIN: (verlegen) Ja.

ANNI: Des nutz nix.

ERWIN: Na, so weid glangd as Luftgwahr ned und a Fabrik komma ned schdein, wos no a normale Buchhaltung ham, oane, de zu mia baßd.

ERWIN: (zu dem Mann) Du nix wolle Krankehaus?
 MANN: Nix.
 ERWIN: Du wolle nix Formular und — du habe nix Genehmigung für du sein in Deutschland, stimmts? Bolizei du Angst? Stimmts?
 MANN: (erstmais härter, ernster) Nix verstehn, nix Bolizei. Gerz.
 ERWIN: Du gut verstehn, du illegal hier, deswege du nix Krankehaus, nix Behörde, nix Einwohnermeldeamt, nix Paß.
 MANN: (sagt nichts, schaut)
 ERWIN: Schau ihn dir an, wie er jetzt schaut.
 MANN: (sagt seiner Frau was in türkisch, sie antwortet, dann schnell) Meine Frau sage, is vorbei, kanne aufstchn in 10 Minute, dann wir gehe.
 ERWIN: Sigsd, des is da wunde Punkt bei dene.
 ANNI: Sei still.
 ERWIN: Isa aba.
 ANNI: Sag erna daß dableim kenna.
 ERWIN: Wia lang?
 ANNI: (denkt nach) Bis morgn — drei Tag, solang brauchts bis wieda auf kummt.
 ERWIN: Wenni dem drei Dog sag versteht er drei Monat, oda länga.
 ANNI: Wea woß.
 ERWIN: Freile schaugs doch o, wo soin denn de hikenna, des sigd ma doch, daß de nirgends hi kenna.
 ANNI: Nix Wohnung in Deutschland.
 MANN: Wohnung.
 ANNI: Hier in Deutschland, wo du wohne, wo?
 MANN: Gerz.
 ANNI: Und dann?
 MANN: Fahre Essen.
 ANNI: Essen.
 ERWIN: Do werda a illegale Arbad in Aussicht hom. Vielleicht hoda de Abfindung kassiert fia de, wo freiwillig zruck in erna Heimat gengan und is schwarz wida über de Grenz retour und etz wuias a zweots Moi kassieren.
 ANNI: Des glabi ned, des san anständige Leit —
 ERWIN: Wos hodn des mid anständig zdoa, jedenfois woins nix außa der Pension. Des werd de Anlaufstelle sei, wo se se meidn miaßn, und von dort gäds nachat weida, an irgend a Leihfirma, wo de Deitschn die Arbeitsplätze wegnimmt mid Illegale.
 MANN: Nix illegal.
 ERWIN: Moanst i bin bläd.
 MANN: Was sagen?
 ERWIN: Moanst ich bin ein Depp.
 (der Mann sagt sehr herrisch und gehetzt was zu seiner Frau auf türkisch)
 ERWIN: Etz beratns, wos doa soin, und zwar auf ausländisch, damit mia nix vastengan. Wosi sog.
 ANNI: Halt endlich das Maul.
 ERWIN: Mechst as do ghoitn? Vastecka? De iwa uns wissen doch etz scho bei dem Gschroa, daß da wea bei uns is — mia derfa ned amoi untava-

mietn laut Mietvertrag, geschweige Illegale beherbergen. Und von wos soin mir lebn? Zu fünft? Von de 58 Prozent Arbeitslosenhilfe, de i no kriag? Wenns illegal san, dann kriang de von niemand nix, a koa Fürsorge kriang de. De san Freiwild, wennst de daschiaßt, da gibts koa Fahndung, wei de ned existiern, juristisch, sondern bloß menschlich und des zählt ned.
 ANNI: De oane Nacht bloß.
 ERWIN: Vo mia aus.
 ANNI: Du bleibe mid Frau und Nacht — mit Frau und Baby da — hier, Haus, uns.
 ERWIN: Wia lang hosc ned gsogd.
 ANNI: Des soge erna moing.
 ERWIN: Du bleibe bis Sonne scheine und dann avanti.
 MANN: Nix Krankenhaus?
 ERWIN: Nix, wenn du morgen avanti.
 MANN: Gerz —
 ERWIN: De woin gar ned, da sigsda.
 ANNI: Aba i wui.
 ERWIN: Und wea bleibt auf und baßt auf, daß uns in da Nacht, wenn mia schlaffa ned de Wohnung ausramma und morgn in da fruah wachan mia aufsm Fußboden auf und ham ned amoi mehr de Matrazn im Kreiz?
 ANNI: De schdein ned.
 ERWIN: Wuidfremde Leit, Anni, des san wuidfremde Leit, no dazua soichane, de auf am Weg nach Deitschland kumma san, der wos scho bei da Ankunft midm Gesetz in Konflikt bringt, de san praktisch vorbestraft scho wenns an erstn Fuß da eina setzn - gangatn mia ind Türkei? - Eh ned, aber wenn scho, gangatn mia ind Türkei, wenn mia wissn dadu, mia derfa ned. Schwarz üba de Grenz, ziddern bei oana jeden Gelegenheit - gangatn mia bloß mid oana foischn Adress von da Pension Gerz nach Istanbul.
 MANN: Gerz! Nix Istanbul, München.
 ERWIN: Ein. Dadn mia des?
 ANNI: Wennma in da Türkei koa Arbad kriagd -
 ERWIN: Kriagd ma bei uns oane? Hob i oane? Gäß i deswegen ins Ausland?
 ANNI: Wei ma zoid san.
 ERWIN: Weil ma ned midm Gsetz in Konflikt kumma woin.
 ANNI: Hosd ned de Starfighter obaschiaßn woin vor oana Stund.
 ERWIN: Des is wos andas.
 ANNI: Wos andas is des?
 ERWIN: Des is real, de drei san aus Fleisch und Bluat. Mia kenna ned zu fünft lem von meine paar Mark, wei ma zu zweot scho nimma zrecht kemma.
 ANNI: Und wenna a illegale Arbad kriagd und wos hoam bringd.
 ERWIN: Schaug erm doch o — wos soin der kenna, und sognor wenna wos ko: sovui wia de drei braucha, kriagda ned, und ois Illegale scho zweomoi ned. Woaßd du wos Babynahrung kost? Alete Kost fias Kind, woßt wie deia des is? —
 ANNI: Mia ham de Kinda nachm Krieg a billig aufzogn.
 ERWIN: Anni, wia lang gäd an es guad, und nachat sans uns drauf kumma,

daß ma Illegale vastecka, so wia manche Deitsche Judn vasteckt ham im 3. Reich — nachat kriang ma de fristlose Kündigung, und nachat san mia af da Straß wia de do.

ANNI: Na song mir ebn, wenns uns dawischn, daß mia de vasteckt ham, damits ned wia Schlachtyiech wieda übad Grenz abgschobn wern —

ERWIN: Schwarz schlachtn is vabotn —

ANNI: Wea redt den vom schwarz schlachten —

ERWIN: Du hosc —

ANNI: Nix hobe —

ERWIN: Nu hosc gsogd —
(Das Kind schreit)

ANNI: Mia san glei ferti — du und Frau und Kind bleibe über Nacht, esse und trinke und schlafe und morge gehe Gerz —

MANN: Deine Mann —

ANNI: Meine Mann nix Problem, ich Chef.

MANN: Mann ist Chef.

ANNI: Ich Chef.

MANN: Deine Mann nix Polizei?

ANNI: Nix. Rufe nix, finde nix Delefonbuch, finde nix, habe nix, ise arbeitslos, seit ise arbeitslos ise blöd.

ERWIN: Bisd schdui, wos gädn des den o? Des is mei Sach! -Wuisd mi vor dem türkischn Hund ano bloßstein?

MANN: Arbeitslos —

ERWIN: (außer sich) Freile bine arbadslos, freile, und warum? Vielleicht deswegen wei soichane wia du si bei uns eischleicha, und uns de Arbad wegennemma. Do brauchst ned aso bläd schaagn, des is scho so, du bisd zwar koa Lohnbuchhalta, dazua bisd du zbläd, aba woäß i, obs ned an Türk'n gibt, dea wo irgendwo sitzt und von deitsche Arbeitnehma an Lohn ausrechnet? Sog wos —

ANNI: (schreit) Erwin hör auf.

ERWIN: (drüber) Warum denn? Wos dad denn er sogn, wenni bei erm eibrich an seim Sabbat, oda wia des bei erm hoaßt, am höchsten Sabbat, des wos gibt, und nachat kimmi ned bloß, und kriag Einlaß fia zwoa, sondan kaum bine drin in seim Haus, nachat mißbrauch i sei Gastfreundschaft scho und bin glei zu dritt, kaum daßma schnaufa ko und so weita, morgn zu viert und so fort — und wann is Deutschland Türkland? (kleine Pause) Wo sansn? (Pause) Wo san etz de hi?

ANNI: (schaut, sucht, leise) De san weg.

ERWIN: Etz sans weg. (geht zur Wohnungstür, schaut hinaus) De san üba alle Berge. Etz beginnt die Suche.

ANNI: (schaut)

ERWIN: Wos mitgnomma ham, mia ham uns eine Blöße gem, mia ham gstrittn, leida — und des hams ausgnutzt —

ANNI: Des überlebt der Bua ned —

ERWIN: Wos?

ANNI: Des ibalebt der Kloane ned, dea war aso bluti um an Nabl, de kemman ned weid —

ERWIN: Acht Pfund Reisegepäck mehr und wenna dot is, schmeißen an überflüssign Ballast iba Bord. Na kemmans in Essn wieda zu zwoat o —

des werd erna a liawa sei. Oa Fressa weniga — wenns erm ned eh in de nägste Mülltonne dern.

ANNI: Dea hod mi zerscht ogschaugt.

ERWIN: Wos?

ANNI: Dea hod ois erschts mid seine kloan Augn mi gseng.

ERWIN: Und ois nächst sigd a de Müllabfuhr.

ANNI: (schreit) Erwin.

ERWIN: Wenna stirbt werda blind und sigd eh nix mehr.

ANNI: Dea derf ned sterm.

ERWIN: Sigsda seiba, schaug —

ANNI: Wos?

ERWIN: Do - Gerz, Gerz, Gerz - gibts eine Pension Gerz in dem Telefonbuch. Gibts ned! Schaug.

ANNI: Nachat sans betrogn wordn — von dene, wos aus da Türkei außaghoid ham. (Pause, laut) Erwin hois zruck, Erwin, wenn da no irgendwas an uns liegt, nachat hoisdas zruck.

ERWIN: I suach eh, aba i find koa Pension Gerz. De gibts ned.

ANNI: Mi hoda zerscht ogschaugt, i hob erm außa und i hob erm vaschbrocha daß as Lem sche is. I hob erm gsogd: gä lei außa Mandl, gä lei außa, es Lem i sche, werstas scho säng, werstas ned bereun, gä außa, brauchst koan Angst ham, kum, i vaschbrich das, daß sche is. Wira des ghärd hod isa kumma, i bin erm im Wort Erwin, i hobs erm vaschbrocha, wo isa?

ERWIN: Wo is dei Armbandl?

ANNI: Wos?

ERWIN: Wo des Armbandl is, des wo i unta Valust von meina Ehr gstoin hob?

ANNI: Wos woäß i, im Etui —

ERWIN: Is ned, des is ned do — des hams midgä lassn, (schreit) Ja sigsd as denn oiwei no ned ei, du blede Gans, daß des Gsindl war, Gsindl, wo is des Armband, des wos gstoin ham, midgä hams es lassn — wo is?

ANNI: (zuckt die Achseln)

ERWIN: Furt is, genau, furt. Der Plan war an andana, de wolltn scho no mehra midgä lassn, aba dazua hods ned greicht, weil i aufbaßt hob, aba des Armbandl is do gleng, und des hod erna glangt, morgn machan ses bei wem andern, jedn Dog an Dausenda — wei se des ned rentiert.

ANNI: Und jedn Dog a Kind —

ERWIN: Wea woäß, vielleicht war des aa bloß a Drix, wea woäß —

ANNI: Do is —

ERWIN: Wos?

ANNI: Do is dei Armbandl —

ERWIN: Zoag her —

ANNI: Do —

ERWIN: Wirkle, des is, des is wirkle und austauscht ham ses a ned — wei des is ned so leicht, des woäße.

ANNI: I waars gern losworn.

ERWIN: Gott sei Dank, des is ned nausganga.

ANNI: Hosdas wieda, kosdas behoitn.

ERWIN: Wos duasd?

ANNI: I gä erna noch, i muß findn, de finde sicha, fia di is gsorgt, woäst, i hob no zwoa Liter Brennschbiritus zum butzn, den kost hom, do isa, dea langt, kosd de ibagiaßn und brennst o wie a Kerzn, i schaug von draußn zua.

ERWIN: I woits ja a orufa aba es gibt koan Gerz im Delefonbuach.

ANNI: Da Brennschbiritus des is 90 Prozent Alkohol, dea nuzt.

ERWIN: Vielleicht hoäns ned Gerz sondern Kerz, K und ma muß do nachschaung.

ANNI: I gä.

ERWIN: Soi i me umbringa.

ANNI: Ja, vabrenn di, schaug, wos übrig bleibt.

ERWIN: Und wennma midanand gengan und suacha. Vier Aung seng mehr! (kleine Pause) Psst - etz schbuins Stille Nacht, des hersd doch so gern.

(aus dem Radio Stille Nacht...)

ENDE

Lob der Bestechlichkeit

»Das nackte Leben will erhalten seïn«

(Rainer Barzel)

Wand in die Geniecke gestellt zu werden!

Ansonsten herrscht auch auf der Linken nur Verwirrung über die ungeniert öffentliche Prostitution unserer Kleptokraten. Wolfgang Pohrt vermutet (taz) erhebliche Verbitterung, weil man die, die ohnehin nie mit dem Herzen bei der kapitalistischen Sache waren, nicht einmal zu kaufen versucht hat in kränkender Geringschätzung des politischen Gegners. Jedenfalls erzeugt Verwirrung sichtlich das heftige Bedürfnis nach einfachen moralischen Appellen an den gesunden Menschenverstand, diesen konservativ-subalternen inneren Schweinehund: *Barzel muß weg!* oder *Der ganze Sumpf muß trockengelegt werden — daran führt kein Weg vorbei* — zwei hysterisch-glückernd klingende beliebige Sumpfblüten. Antikorruptionsgesetze sollen *dem Anspruch des Grundgesetzes, nach dem alle Macht vom Volke ausgehen soll, Geltung verschaffen*. Oder: *Das Ansehen des Bundestages darf nicht noch weiter lädiert werden* usw. Will die Linke nun Vertrauen in die Organe des kapitalistischen Staates schaffen oder dessen Verfassung zum Revolutionsprogramm instrumentalisieren? *Weg mit der gekauften Regierung!* traut sich ein Hamburger Demonstrationsaufruf zu — in Memoriam *Sturz des Adenauer-Regimes!*?

Wirklich, *dieses Land ist nicht in Ordnung* (Barzel). Nur einer sieht klar. Brauchitsch hat sich zu Barzel in der Sprache innerbetrieblicher Autorität notiert: *Wir müssen ihn etwas mehr an die Leine legen*. Was Wunder, denn Barzel hat sich offenbar nicht in Flicks Geldwäscherei bei der katholischen Steyler Mission geistig aufgerüstet, sondern bei der Lektüre linker Zeitun-

Unser populärster Polit-Hygieniker Schily fragt sich in der *taz*, wie Eigentum an Produktionsmitteln *gerecht* verteilt werden könnte, und antwortet sich selbst ganz sozialdemokratisch: *Was aber nun nicht heißt, daß man eine Verstaatlichung unsteuert oder Unternehmer abschafft. In der Wirtschaft ist er etwas durchaus positives, der kreativ aufgrund seiner Erfahrung tätig ist.* — z.B. Hausmeier Brauchitsch mit den *Erfahrungen* vom alten Flick, der vor Hindenburg und Hitler schon den Friedenskanzler Stresemann gesponsert hatte. Die sanfte und die harte Tour gehört denselben Leuten: *Wir wollen den Sozialismus bekämpfen, zu Lande, zu Wasser und in der Luft* (Helmut Kohl).

Grundlos *kreativ*, eben unerfahren fürchtet sich nun vor Otto Schily der Bundesverband Junger Unternehmer (Pressemitteilung vom 8.11.): *Es darf in der Öffentlichkeit nicht der Eindruck entstehen, als ob jeder Friseurmeister an der Ecke sich seinen Einfluß in der Politik erkauft.* Der bei mir an der Ecke Kölnerstraße (bis zur Flick-Zentrale sind es ein paar Parks und Ecken weiter), also mein Frisör glaubt angesichts der aktuellen Politik-Preise und meiner Elf-Mark-Bürstenschnitt-Gebühr, ich könnte mich nichtmal an den letzten Bundestagspräsidenten erinnern. Im Salon läuft schließlich immer Radio, auch Jürgen Reents' auf den Punkt (nämlich den Solarplexus) gebrachte *Bundestagsrede* (die nun wirklich jeder kennt, aber weil's so schön war) von *einem Bundeskanzler, dessen Weg an die Spitze seiner Fraktion und seiner Partei, wie wir in diesen Tagen erfahren haben, von Flick freigeckt wurde*. Dafür lohnt es sich doch, einige *Bundestagsitzungen* lang mit dem Gesicht zur

gen. Gesagt hat er 1982: *Es muß wieder ehrlicher zugehen in Deutschland, besehden und wahrhaft. Nu is' er weg. Und Lambsdorff (wissen Sie noch?) muß sogar seinen Prozeß selber bezahlen, und bald ist keiner mehr da außer dem zahlenden Rest, lauter Frisöre, was auf so eine Art antimonopolistischer Mittelstandspolitik hinauslaufen dürfte.*

So verwirrt die Appelle, so wenig verwirrt scheinen die zu sein, an die appelliert wird. Einleuchtend hat Enzensberger für den *Spiegel* einen im Lande weit verbreiteten abgebrühten Wirklichkeitssinn und vulgärmaterialistische Grundkenntnisse entdeckt: *Auf die Dauer wird es daher auch der Enthüllungsjournalismus in der Bundesrepublik nicht leicht haben. Die ehrwürdige Tradition des muckraking (der Miststocherer M.B.) in der Publizistik setzt nämlich einen Leser voraus, der enttäuschbar ist. Demaskieren kann man nur den, dessen Gesicht sich von seiner Maske unterscheidet. Dramaturgisch ausgedrückt, fehlt es den vier Bonner Parteien an der moralischen Fallhöhe, die für einen Skandal unentbehrlich ist. (Den Gewerkschaften hingegen billigt die Bevölkerung offenbar immer noch eine gewisse Redlichkeit zu; von solchen Restbeständen zehrte die erregte öffentliche Reaktion auf die Korruptionsaffäre Neue Heimat.)*

Was also bringt die lauthals-linke Doppelverdiener-Schelte? Wg. Kohl (Ich bejahe die Frage rundheraus mit ja), wg. Dregger, wg. F.J.S., wg. Genscher, wg. Matthöfer, wg. Lahmstein (der als Lieblingsheldin in der Dichtung *Mutter Courage* angibt, in der Wirklichkeit die stillen hinter den lauten Helden, männlich: *Arbeiterpriester und große Unternehmer*) — Wg.... hat Flick, um den eigenen Laden zu schmieren, etwas gemünzten Sand ins Konkurrenzgetriebe geschüttet. Schwerlich werden die anderen Monopole zuschen, wie eines von ihnen sich den Staat allein zu kaufen versucht, diese *Geschäftsf*

führung (Helmut Schmidt), die ihnen ohnehin gehört samt Geschäftsordnung (FDGO). Nur unterscheiden sich Ideal und Wirklichkeit des ideellen Gesamtkapitalisten Staat. Das angebliche Neutrum muß gelegentlich wieder auf die jeweilige Machtachse justiert werden, sonst könnte ja tatsächlich jeder Frisör, wenn er nur lang genug spart, Wellaform als gesetzliche Bademode vorschreiben lassen.

Die Wiederherstellung der *Glaubwürdigkeit* wird zur Beendigung der Publikums-Gaudi stattfinden, normal und systemlogisch: J.R. verschafft sich per Bestechung hinter dem Rücken des Ölkartells von Dallas ein paar Extra-profits, und wenn das Ölkartell das in den Auftragsbüchern merkt, dann haut es ihm auf die Finger, um die Gemeinsamkeit der demokratischen Würde hochzuhalten, die mühsam ausgetauschelten Quoten. (Kohl in anderem Zusammenhang: *Sie alle stritten für die Würde des Menschen. Vergleichbares darf nie wieder passieren.*)

Wer die Haifisch-Verwaltung für eine Demokratie der kleinen Fische hält, mag die Verarbeitung korrupter Hechte zu Fischmehl begrüßen, damit an deren Stelle unbestechliche Gesamt-Haifischvertreter rücken. Wenn man die Gefährlichkeit der Großen besser an den Ausnahmen als an der Regel merkt, soll man sie denunzieren: die Regel der Großbanken, der Waschmittel-, Pudding-, Elektro-, Chemic- und Zeitungskapitalisten. Wird nur die Ausnahme mit Empörung über Exzesse wahrgenommen, folgt *Selbstreinigung* einer Hand durch die andere — wie denn auch sonst?

Vorschlag zur Güte: entweder den Schweinstall als Ganzes in seiner Geschichte, Gegenwart und voraussichtlichen Haltbarkeit bzw. Baufälligkeit darstellen zwecks revolutionärer Einsichten oder eine einzelne *Enthüllung* über dessen Zustände machen. Nur nicht an Letzteres mit aufgeblasenen Backen und ohne strategische Perspek-

tive eines bestenfalls moralisch pikierten Publikums gleich die links-dröhrende Forderung nach einem Neubau dranhängen, auf daß bloß miesige Luft entweicht. Die paar, die sich in Treue an der gerngroßen Kraftmeierei unsinniger Revolutionstermine beteiligen, sehen dann, daß es so nicht geht, und das unseriöse Stammfischdommern vermehrt lediglich die Zahl derer, die glauben, daß der Stall überhaupt nicht, nie-mals abgerissen werden kann.

Im Ernst, die Barzels können bleiben, weiter schmatzen und kleckern bis zuletzt und dann meinetwegen das Licht ausmachen. Wir sollten sie schon aus agitatorischen Gründen bestechen, im Amt zu bleiben, bis der Bundestag von Christo verpackt und verschnürt werden kann (beiläufig ein Hinweis auf *volksverbundene*, revolutionäre Ästhetik).

Wer sich über jede kleine Schramme dieses noch sehr flotten Gefährts STAMOKAP freut, wird aber nicht auf Christo warten, sondern Naegeli bitten, solche Blessuren auf *fremdem Eigentum* mit Spray schwarz einzurahmen, anstatt das Blech reformistisch wieder auszubeulen, um sich das Blech von der Würde weiter anzuhören. Also halten wir um Gottes Willen Kohl, um am Sack wenigstens zu üben, wie man den Esel schlägt, denn *eine gute Politik sieht über den Tellerrand des morgigen Abends* (besagter Kohl). Am heutigen Abend freilich bietet die ARD den Verwirrten noch eine Runde selbstreinigender Demokraten aus Cohn-Bendit, Albertz, Hamm-Brücher u.a. in schöner Eintracht und ohne jede Erinnerung an das berühmteste Chanson aus den Gründerjahren dieser Replikanten-Republik: *Aber der Novak läßt mich nicht verkommen.*

Mit mehr Geschichtskenntnissen wie immer klagt die FAZ auf Seiten der unschuldigen Kriegsverbrecher-Erben für die weißen Bonner Jahrgänge über Brauchitschs *Zettelwirtschaft*. Da habe es einer an *preußischer Strenge* ent-

schieden fehlen lassen, habe der parlamentarische Untersuchungsausschuß rechtens moniert. Mit *entschiedenem* Klassenbewußtsein wird dem Mann verübt, daß er sich abgesichert hat: Dabei hatte der doch auch einen Onkel, den Generalfeldmarschall und Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, der allerdings, man beachte das Datum, 1941 verabschiedet werden mußte, ganz zu schweigen von dem verdächtigen Rennfahrer-Vetter, einem DDR-Sportfunktionär! Und so ein Typ löst nun *den wohl größten demokratischen Selbstreinigungsprozeß* der Nachkriegszeit in diesem Lande aus, nachdem er sich Schleyers Freundschaft und BDI-Nachfolge gesichert hatte, bis man ihn, man beachte den Staatsanwalt, 1982 fallen lassen mußte. Ich sag doch: Geschichtskenntnis! die *größte Demokratische Selbstreinigung* seit 1945 im entnazifizierten Land.

Kohl ist da gerechter: *Meine These, daß zwei Quadratkilometer um Bundeshaus und Kanzleramt nicht typisch sind für die Bundesrepublik Deutschland, hat sich für mich eindeutig bestätigt.* Aber Brauchitsch ist konkreter: *Ich glaube, wir sollten nicht unterschätzen, welche große Bedeutung für unser Haus die besondere Pflege der Bonner Landschaft, aber auch der gutwilligen Leute im Gewerkschaftsbereich hat. Die Wichtigkeit dieser sorgfältigen Behandlung hat sich nicht nur im bisherigen 6b-Bereich gezeigt, sondern wird es auch ermöglichen - wenn es einmal notwendig ist - politisch unpopuläre Maßnahmen durchzuführen.* Ein Bock als Landschaftsgärtner kann in den besten Familien vorkommen, meint Helmut Schmidt, der sich mehr von der NH hat begeistern lassen.

Noch bevor sich die Jungunternehmer vor die Frisöre gestellt haben, hat der Bundesverband der erwachsenen Deutschen Industrie mitgeteilt, die *Verallgemeinerung von Einzeltorgängen verselbständige sich*. Und ebenso richtig sagt Glotz: *Die Verfilzung von Geld*

und politischen Eliten ist kein Argument gegen die Marktwirtschaft, denn wer die Republik kauft, verstaatlicht sich selbst (aber das ist von Wolfgang Neuss).

Der BDI lehnt es deshalb kategorisch ab, daß mit Geld oder damit vergleichbaren Mitteln versucht werde, bei politischen Parteien oder bei staatlichen Stellen konkrete Interessen durchzusetzen. Und dann ließ das Kartell J.R.'s Washingtoner Gewährsmänner auffliegen. BDI: *Es fehle in der Politik immer mehr an der Bereitschaft, sich an das zu erinnern, woran Politiker von CDU, CSU, SPD und FDP bei Bitten um Spenden zu appellieren pflegten, nämlich an die staatsbürgerliche Verantwortung der Unternehmer.* Nach Auffassung des BDI komme es jetzt darauf an, daß *in der öffentlichen Diskussion das auch in der Vergangenheit von Verzerrungen und Abhängigkeiten frei gewesene Verhältnis zwischen Politik, Staat und Wirtschaft wieder objektiv sichtbar werde.* Subjektiv, so wie ich es versteh, haben sie recht. So, wie sie es sagen, müßte wohl fürs erste Reents Bundeskanzler des Bündnisses links von der CDU werden, aber nachdem sie das Ziel aus den Augen verloren hatten, (so nun wieder ein ganz anderer, Mark Twain) verdoppelten sie ihre Anstrengungen.

Was mir in den kampferfüllten Tagen jüngst an einem Samstag einfiel: wer das System durch reinigen und putzen erhalten und trotzdem z.B. keine Raketen will, sollte auch sonst die Methoden der anderen Seite auf Brauchbarkeit prüfen und statt Klassenkampf die kleinere Lösung in Erwägung ziehen: Kohl & Co für eine Bundeswehr aus Frauen ohne Waffen zu bestechen

und für schwefelfreie Verstromung der Atomraketen (nach dem Muster zwei Anliegen begegnen sich). Vielleicht sind ja die Herren gegebenenfalls auch für ihr Gegenteil zugänglich, je nach dem, was man anlegt. Dafür müßte mit links unter Millionen friedensfreundlichen Soli-Spendern eines reichen Landes genug zu sammeln sein, und wer sonst nichts hat und es ernst meint mit dem Weltende, kann ja seine Lebensversicherung auflösen in Umdeutung von Peter Glotzens *antagonistischen Kooperation*. Andererseits hat allein Siemens noch ein Dutzend Milliarden flüssig, und die paar Barzels machen den Kohl nicht fetter.

Es ist in der Tat (in irgendeiner) verwirrend, dieses alternative Gejammer, daß Politik Spaß machen solle, und wenn sie's dann tut, wird nicht mal gelacht. *Der Mensch lebt in seinem Körper* (Barzel). Alle haben ihm sein Glück gegönnt, auch diese Zeitung, schreibt BILD zu Barzels 2. Heirat am Ende eines Artikels über die 1,7 Millionen von Flick aus der Kammerdienerperspektive.

Entscheidend bleibt, daß Ausgaben und Einnahmen in angemessenem Verhältnis stehen. Propagandakosten, wie *Wiedergutmachung* für Zwangsarbeiter des faschistischen Kapitals (*Tötung durch Arbeit*), können die Flicks erheblich effektiver in die Nachfolgepolitiker der Deutschen Reiche investieren. Aber es ist ein großer Irrtum, schrieb über Herrenmenschen und Menschen im gleichen heißen Topf der konservative Henry de Montherland, *unbegrenztes Vertrauen in die Gemeinheit der Menschen zu haben; nur selten tun sie uns all das Böse an, zu dem sie fähig wären.* Schade. MICHAEL BEN

Sollten Sie mir aber wenig Dank wissen für das, was ich sage, so danken Sie mir wenigstens für das, was ich nicht sage.
Denis Diderot

Legal, illegal, flexibel

Von der Mannheimer IG-Metall-Vertragsleutekonferenz berichtet die Frankfurter Rundschau: *Eine Grundsatzdiskussion war geprägt von dem Verlangen nach neuen Formen des Arbeitskampfes – zusätzlich zu Streiks – und einer »Politisierung« der nächsten Runde im Ringen um die 35-Stunden-Woche. Redner aus allen Bezirken des Bundesgebietes gaben zu überlegen, ob man nicht von der Kampftaktik der IG Druck und Papier lernen müsse: kurzfristige Betriebsblockaden wurden als Beispiel genannt. Für »tagelange Betriebsbesetzungen« als Antwort auf Aussperrungen sprachen sich andere Delegierte aus.*

Die FAZ berichtet weiter: *Und als ein Delegierter gar fragt, ob man als IG-Metall mit den »bürgerlich rechtlichen Regeln« noch zurechtkommt, sagt der Vorsitzende ungerührt, daß eine Gewerkschaft, die sich über Recht und Gesetz glaube hinwegsetzen zu können, selber in gefährliche Fahrwasser kommt. Man könne nicht Gerichten, die der eigenen Meinung entsprechende Urteile fällen, applaudieren und Urteile, die der Gewerkschaft nicht passen, einfach ignorieren.*

Hätten vor 1918 also keine Streiks stattfinden dürfen mangels gesetzlicher Erlaubnis, oder waren die Streiks beim Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt zu verdammten, weil vom Arbeitskampfrecht nicht abgedeckt? Was war mit den Septemberstreiks 1969 während noch laufender Tarifverträge? Wird die IG-Metall künftig Mitglieder ausschließen, die mit betrieblichen Arbeitsniederlegungen die Rücknahme fristloser Kündigungen unliebsamer IG-Metall-Funktionäre erzwingen?

Man täte dem Vorsitzenden Mayr unrecht, würde man seine Argumentation als naiven Legalismus wörtlich nehmen. Die platt deklamierte Sentenz

Rechtsfragen sind Machtfragen wird ihm bekannt sein. Mayr ist *Machtpolitiker* und taktisch klug genug, um zu wissen, wie man mit Gesetzen umgeht, die einem nicht passen. Er agitiert folglich aus politischen Gründen gegen Betriebsbesetzungen, weil sie das private Eigentum an Kapital, zumindest symbolisch und kurzfristig, in Frage stellen: kann eine Arbeiterbewegung immer nur *Gegenmacht* sein – oder auch Macht?

Hans Mayr will seine Organisation vor politischen Streiks (also Streiks gegen Regierungsentscheidungen) bewahren, um *diesen unseren Staat* bzw. seine demokratische Legitimität nicht in Zweifel zu ziehen, um nicht die Illusion in Frage zu stellen, das Volk könne mit dem Wahlzettel Politik bestimmen. Selbstverständlich weiß er, daß *wirtschaftliche Macht auch politische Macht* ist. Aber ihm gelten die Beeinflussungen staatlicher Politik durch Kapital als Ausrutscher und Fehlleistungen, die durch Stärkung des bürgerlich-parlamentarischen Systems zu korrigieren sind, auf daß *Gleichgewicht von Kapital und Arbeit* und dem Staat als ausgleichendem Dritten zu standekommt.

Hans Mayr und Franz Steinkühler begründen, warum Norbert Blüm nicht aus der IG-Metall ausgeschlossen werden soll: *Der Bundesminister für Arbeit wurde nicht von der IG-Metall in sein Amt delegiert. Der zu respektierende Tatbestand, daß auch ein beachtlicher Anteil von Arbeitnehmern und Gewerkschaftsmitgliedern die derzeitige Bundesregierung gewählt hat, kann und soll nicht mit Ausschlußverfahren verändert werden... Die Gewerkschaften können kein Korrekturinstrument für getroffene Wahlentscheidungen sein.*

Noch stehen die zwei Linien nicht

als Lilien auf dem Grabe, aber die 35-Stunden-Woche ohne weitergehende Flexibilisierung wird die IG-Metall mit ihrer diesjährigen Arbeitskampftaktik kaum durchsetzen können; die wirtschaftliche, technologische und politische Entwicklung läuft gegen sie. Kapitalisten und Regierende sind klüger geworden, und die legalisierten Kampfmittel reichen nicht mehr. Und wenn die Weiterdenkenden eine Eigendynamik in Gang setzen, die letztlich auch das dreieinighilige *Gleichgewicht* von Kapital, Arbeit und Staat ankratzt, so liegt das wohl in der Natur der Sache.

Aber nicht bloß die Basis — wie auf der Mannheimer Vertrauensleutekonferenz zu hören — denkt vor, sondern

auch Hans Mayr, der bereits jetzt Verbotsschilder installiert, wenngleich sie alleine nicht reichen werden. Er wird für die nächste Runde 86/87 etwas anbieten müssen, was ohne Überschreitung der *Spielregeln*, ohne über den Rand zu schreiben, zustandegekommen und gleichzeitig akzeptabel sein muß.

Kirchner von Gesamtmetall denkt ebenfalls vor, und zwar laut, über einen entsprechenden Kompromiß: warum nicht Verkürzung einer nur durchschnittlichen Wochenarbeitszeit (zumal, wenn der Export in zwei Jahren sehr viel bescheidener ausfällt) durch noch größere Flexibilisierung?

M.B.

»De revolutionibus orbium coelestium — Von der Umwälzung der himmlischen Welten« nannte Nikolaus Kopernikus sein Werk über die Umwälzung der Vorstellung von den himmlischen Welten. Das war 1443.

M. B.

Chup **Friemert**, Dr.phil., geb. 1947; Prof. für Designgeschichte und -theorie; Produktionsästhetik im Faschismus, 1980; Die gläserne Arche, 1984. Franz Xaver **Kroetz**, geb. 1946; Schriftsteller. Karl **Pawek**, Dr., geb. 1945; Publizist; war an der Herausgabe verschiedener Zeitungen beteiligt. Hans **Platschek**, geb. 1923, Maler und Publizist; 1981 Retrospektive im Nikolay, Kopenhagen; Im November erschien als Suhrkamp-Taschenbuch 1139: Über die Dummheit in der Malerei. Werner **Post**, Dr.phil., geb. 1940; Prof. für Philosophie, Bonn. Uwe **Timm**, geb. 1940, Schriftsteller; zuletzt: Der Mann auf dem Hochrad, 1984. Rafael **de la Vega**, Dr.phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler; Austromarxismus (mit H.J. Sandkühler), 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie — Der hegelianische Radikalismus der marxistischen »Linken«, 1977.

Uwe Timm

Viele Wege führen nach Rom

Die letzte Nacht schlief ich in der leeren Wohnung. Der Teppichboden war herausgerissen, die Lampen abmontiert, und in den Zimmern stand feucht der Geruch von Tünche. Ich hatte noch im Schein einer am Boden liegenden Taschenlampe in dem zusammengekrochten Dreck gewühlt und Pfennigstücke, Briefmarken, Haarklammern und Legostück herausgeklaubt. Wußte dann aber nicht, wohin mit dem Kleinkram und kippte alles in den Müll. Lag danach im Dunkeln in der Badewanne und genoß die Wärme und den leichten Auftrieb, wenn ich die Luft anhielt. Fast wäre ich im Wasser eingeschlafen.

Für den Tag der Abreise — D. war mit den Kindern schon voraus gefahren — hatte ich mir Regen gewünscht, einen grauen regnerischen Himmel. Aber die Sonne schien, und es war für Ende September ganz ungewöhnlich warm.

Hinter dem Brenner begann es zu nieseln. Kaum in Italien, hatte ich quietschende Scheibenwischer vor mir und diesen Schmier auf der Straße, in dem sich die Scheinwerfer der entgegenkommenden Autos spiegelten. Dicht an dicht kam der deutsche Mittelstand und schleppete seine Segelboote und Surfboote vom Gardasee zum Überwintern nach Hause. In den Süden fuhren jetzt, Sonntagnacht, nur wenige Autos. Ich hatte Mühe die Augen aufzuhalten und aß immer wieder von der Schoka-Kola.

Wer da alles runterzieht und -zog: Henze und Neckermann, Thomas und Heinrich Mann, stigmatisierte Metzgermeister und würthembergische Hofmaler, die Nazarener, Goethe und Winkelmann, all die Heinrichs, Ottos und Karls, und natürlich West- und Ostgoten, Cimberni und Teutonen, über die Alpen, den Stiefel runter, Richtung Rom.

Vor dem Fenster steht ein Orangenbaum. Im dunkelgrünen Laub leuchten gelb die Früchte. Niemand macht sich die Mühe, sie zu pflücken. Sie fallen auf ein Garagendach, auf dem sich nachts die Katzen balgen.

Das Haus, Anfang der zwanziger Jahre in einem antikisierenden Stil erbaut, ockerfarben und zweistöckig, ist in klein das, was Mussolini am Corso Trieste monumental hinklotzen ließ: faschistische Architektur. Massive Mauern. Die Zimmer vier Meter hoch, schmale hohe Fenster. Die Fußböden im Schachbrettmuster gekachelt, von stilisiertem Weinlaub umrankt. An den Decken Stuckrosetten. Über mir an gipsernen Akanthusblättern ein bronziertes Lüster. Auf dem Vertikò schreitet eine Bronzefrau mit erhobener Hand, als wolle sie nach den Sternen greifen. Ein starker Wind drückt ihr ein Tuch auf den nackten Leib.

Die Vermieterin, Frau Bassi, 92 Jahre alt, hat die Wohnung als junge Frau eingerichtet, und das, was ihr nicht am Herzen lag, zurückgelassen, als sie zu ihrer Familie aufs Dorf zog.

Dem Haus gegenüber liegt ein kleines Kloster der Karmeliterinnen. Angeschlossen ist eine Schule. Morgens um 6.15 Uhr bimmeln die Glocken, dann um 7.00, um 10.30, um 12.00, dann wieder um 16.00 und zuletzt um 19.00 Uhr. Und zwischendurch ständig, allerdings nur kurz. Jeden Morgen kurz vor 8.00 geht die Äbtissin ihr Brevier lesend auf der Veranda auf und ab.

Stehen die Fenster offen, hört man die Schülerinnen vor dem Unterricht beten. Nach dem Mittagessen sitzen sie in den Hollywood-Schaukeln im Garten. Ein Gackern und Gelächter. Jemand übt auf einem Harmonium schon seit Wochen einen Choral. Inzwischen spielt sie ihn schon fast fehlerfrei und ohne zu stocken durch.

Vom Eßzimmer, also nach hinten hinaus, blicken wir auf das Heim für Kriegsblinde. Ein massiger Klotz. Durch die vom Regen abgewaschene Ockerfarbe schimmert grau der Zement. Im Hof steht ein kleinerer Kuppelbau, öfter werden Arm- und Beinprothesen hinein- und herausgetragen. Es ist das Officio Protesi. Eine hochgemauerte, halbrunde Terrasse schiebt sich wie eine Bastion auf einen kleinen Platz. Morgens und nachmittags marschieren dort vier alte Männer in einem energischen Gleichschritt an der Balustrade entlang, von der einen Hausmauer zur anderen, gute 70 Meter. Wenige Zentimeter vor der Mauer bleiben sie abrupt stehen, machen eine Kehrtwendung und marschieren den Halbkreis wieder zurück, bis zur entgegengesetzten Mauer. Vermutlich marschieren sie dort schon an die vierzig Jahre. Sie tragen dunkle Brillen, gehen untergehakt und reden sehr laut miteinander. Manchmal schreien sie sich an. Wahrscheinlich ist der eine oder andere schwerhörig. Einem fehlen beide Hände. Vormittags werden sie von italienischen Soldaten einzeln durch die Straßen geführt. Sie tragen dann ihre goldenen und silbernen Verdienstmedaillen am Revers.

In den Buchhandlungen liegen stapelweise Mussolini-Biographien: Mussolini auf dem Pferd, ein erhobenes Schwert in der Hand, Mussolini beim Dauerlauf, Mussolini von jungen Frauen umringt, Mussolini mit freiem Oberkörper beim Degenfechten, Mussolini, das massive Kinn vorgestreckt, beim Paradelauf der Bersaglieri, (Nulla resiste al Bersagliere). Und das letzte Photo von ihm: Mussolini unter einem Tankstellendach an den Füßen aufgehängt.

Ciano soll nach dem Abessinien-Krieg zu Mussolini gesagt haben: Duce, Ihnen liegt der Himmel zu Füßen.

Morte al Rossi! Al Crematorio i Comunisti! Morte al Sistema! Jude kapputt! Dux vive! Heil Hitler! Heil Himmller!

Die Hausmauern in unserem Viertel sind voll von schwarz gesprühten Sprüchen. Das Viertel gilt als Hochburg der römischen Faschisten.

In der Nähe, an der Nomentana, liegt in dem Park Torlonia die ehemalige Villa Mussolinis. Ein zweigeschossiger Bau im klassizistischen Stil. Kleine tempelartige Vorbauten an den vier Ecken der Villa werden von kolossalen dorischen Säulen getragen. Die Stukkatur ist aus der Decke gebrochen,

das Parkett herausgerissen, Fensterscheiben zerschlagen und zerschossen. Das großkotzige Vestibül vollgeschissen. Im Park verkommene Häuser, in denen früher das Personal, Gäste und die Wachsoldaten wohnten. Aus Zement gegossene, dem Mittelalter nachempfundene Turnierzelte. Der Sportplatz, auf dem Mussolini sich hat vorturnen lassen, selbst auch turnte, focht. Die Bauten: eine Mixtur aus ottonischen und byzantischen Säulen und Lübecker Backsteingotik, lupenreiner Camp, die Glyptothek mit den Gipsnachgüssen hervorquellender Muskeln, Treibhäuser, Tempelnachbauten, Garagen im Renaissance-Stil, bombastisch alles, dazwischen Jogger, spielende Kinder, Liebespaare, verknotet auf Bänken und Wiesen, in den Gebüschen wachsende Spanner. Ein Irrer, mit Orden behangen, eine Pudelmütze auf dem Kopf, einen schwarzen Umhang um die Schultern, schimpft auf die Kommunisten, spuckt dabei immer wieder auf den Boden, zieht sich die schwarze Pudelmütze über das Gesicht und geht weg.

Jede Nacht um 23 Uhr hören wir von der Straße ein langsam näher kommendes Hecheln und Knurren. Zwei Deutsche Doggen werden zu dieser Zeit von einem grauen Spitzbart ausgeführt. Sie jagen Katzen, die sich unter den geparkten Autos verkriechen.

Wachte auf, entsetzt, in einer bodenlosen Angst. Ich kann mich aber an keinen Traum erinnern. Liege im Dunkeln und lausche. Eine schwarze Stille. Eine leise Bewegung und die Sprungfedern quietschen. Ich stehe auf, gehe ins Bad, pinkel, trinke etwas Wasser, das seit einigen Tagen stark nach Chlor schmeckt. D. schläft, auch die Kinder. Ich lege mich ins Bett. Ein metallenes Kreischen. Ich liege wie in einer Hängematte. Im Klosett läuft schlürfend Wasser nach. Auf was hatten wir uns da eingelassen?

Diese Stadt, in der wir niemanden kennen. Eine fremde Sprache. Keine regelmäßigen Einkünfte mehr. In zwei Monaten das dritte Kind.

Ein unverschämt teurer deutscher Kindergarten, vollgestopft mit den Kindern italienischer Bankdirektoren und deutscher Diplomaten. Ich liege in einem Bett, durch dessen hölzerne Jugendstiltral len ich, will ich mich ausstrecken, vorsichtig die Füße schieben muß. Liege dann aber wie in einem Block gefangen. Kreuzschmerzen von der Hängelage. Möbel, die man sich nie freiwillig ins Zimmer stellen würde. Stühle, auf denen man nur nach der spanischen Hofetikette sitzen kann.

Zuletzt, in München, konnte ich es kaum noch erwarten, endlich weg und hierher zu kommen.

47 zum 1. Mal 1 Apfelsine in der Hand, beiße hinein wie in einen Apfel, da lacht der Vater, der große: Haha, sah immer die Italiener laufen, die Hasenfüße, 42 in der Cyrenaica, war die Front immer dort, wo große Staubwolken zogen, dagegen Hauptmann Marseille, der Stern von Afrika, Badoglio, (der Verräter), Ciano (molto amore), Mussolini (wollte die Italiener schneefest machen), Südtirol ist und bleibt, in der Milchbar, morgens in Mölln, die Räder bepackt, Schlafsack, Zelt, Kochgeschirr, vom Vater, das alte, verbeult, essen Milchreis mit Zucker und Zimt, da hebt sich der Plattenarm, steig in die Gondel der Liebe, mein lieber Schwan, springt Dieter Borsche als Hermann Löns in den Fluß, rettet das verlorene Lamm, singt

Luise aus Bergamo von nebenan, oh sole mio, Vater im Straßenbau, Käzelmacher, Luise hat ein Röckchen an, das reicht ihr bis zum Knie, und wenn sie etwas höher zieht, dann sieht man ihren Pipi, roch am Finger, kommt ein Blinder in den Fischladen und sagt: hallo girls, legen Leimruten, essen Singvögel, im Dunklen das Gewisper und der Geruch nach Bohnerwachs, Giottos Zinsgroschen, etwas schief, tschuldigung, sagt Doktor Linnenkamp und rückt das Dia gerade, wenn bei Capri die Sonne im Meer versinkt, singe ich, scheuer in der Werkstatt die Kloschüssel, Urinstein und Hochrenaissance, Papagallis, Itaker, Spaghettiresser, das 1. Mal Spaghetti gegessen mit 21, kennst du das Land wo die Zitronen blühen, Brokkoli und Palmen, und die enormen Titten der Sophia Loren, Mann in der Tonne, es soll dir die Hand verdorren, sprach Moses und schüttelt die Palme, den 1. Cappuccino in London, in Soho, Soho, sagte Ziegler immer, naja, Schwamm drüber, dann, in Othmarschen, in so einem kleinen Kino, im Jahr 59 gleich viermal: Rom, offene Stadt.

Lief morgens durch die Straßen. Die Platanen in der Regina Margherita hatten in der vergangenen Nacht plötzlich ihr Laub heruntergekippt. Ich gehe über einen gelbbraunen raschelnden Teppich. Große lappige Blätter, die langsam kleingetreten werden und die Mitte des Gehweges wie Feinschmitt-Tabak bedecken. Es ist kühl geworden und der Himmel wolkenlos blau. Das Licht lässt die Dinge scharf umrisse aus sich heraustreten. In einem Baum ein kreischendes schwarzes Getobe. Hin und wieder flattert ein Vogel hoch, fällt sofort wie ein Stein wieder in den Baum. Plötzlich, explosionsartig, fliegen alle auf, eine dunkle Wolke, die über den Häusern kreist, sich auseinanderzieht und hinter der Villa Torlonia verschwindet.

Stellt man das Fernsehen an, quillt aus allen zehn Kanälen serienweise amerikanische Kulturscheiße.

Die Tiburtina, die östliche Ausfallstraße Roms. Wohnblöcke: zehnstöckig, dreckiggraue Neubauruinen. An den Hauswänden: Hammer und Sichel der PCI, in rot auf die Wände gesprayt der jeweils letzte Stand der Inflationsrate und die Zahl der Arbeitslosen. Dezember 1982: 2 Millionen Arbeitslose. 20 Prozent Inflation. Zwischen den Wohnblocks kleine sandige Fläche, über die der Wind Plastikmüll und Papier treibt. Dazwischen spielen Kinder Fußball. Sonntagnachmittag. Auf den Balkonen sitzen Männer in Unterhemden. Sie haben die Fernseher rausgestellt und trinken Wein. Daneben stehen die Radios, voll aufgedreht: die Übertragung des Spiels Inter gegen Roma. Die sich überschlagende Stimme des Kommentators. Ein Junge ist hingefallen, humpelt zur Seite und kratzt sich mit dem Nagel den Dreck aus der Wunde. Ein Schrei von den Häuserfronten. Ein Tor ist gefallen.

Es war November und schon dunkel. In den Straßen drängt sich der Nebel, und vom Hafen hört man das Tuten der Schiffe. Wir standen neben dem Hauseingang und spielten Geschichtenball: Man wirft den Ball gegen die Mauer, über den Rücken, links, rechts, über die Schulter und erzählt dabei eine Geschichte. Fällt der Ball runter, muß man aussetzen, und der nächste

spielt und erzählt die Geschichte weiter. Der Duft der Apfelsinen aus dem Obstgeschäft von nebenan. Die Mädchen sitzen auf den Treppen, lauschen. Fiel mir der Ball runter, wußten sie es einzurichten, daß ich bald weiterzählen mußte. Meine — immer wieder abgewandelten Geschichten: Scotts Fahrt zum Südpol und sein Ende. Der Untergang einer Hallig. Eine Entdeckungsreise durch den afrikanischen Dschungel. Die Verfolgung der Christen durch Nero.

Kam abends ins Geschäft, der Klingklang der Ladenglocke, und bekam die väterlichen Ohrfeigen, weil ich schon wieder zu spät kam.

Träumte, wie ich durch eine mit Pinien bestandene Allee ging. Es folgte mir aber ein großer Hund. Er kam langsam näher. Ich hörte sein Hecheln, wagte mich aber nicht umzudrehen. Kramphaft überlegte ich, was Pfui auf Italienisch heißt. Währenddessen fuhr der Schriftsteller Roland Lang auf einer Draisine, die einen Mast mit Segel hatte, vom Wind getrieben neben der Straße her. Er sagte, er sei erschöpft und müsse seine Kräfte schonen. Er sagte das aber auf Italienisch, genuschelt und in rasender Geschwindigkeit. Er mußte es mir mehrmals wiederholen: Sono stanco e devo risparmiarmi. Ich sagte ihm, es sei im Italienischen eleganter, den Konjunktiv zu benutzen. Er mußte nicht nuscheln, hätte er einen Italienisch-Kurs gemacht. Plötzlich war wieder der Hund hinter mir. Ich drehte mich nicht um, aber ich wußte, es war eine riesige Dogge. Sie leckte mir knurrend die Hände. In meinem sprachlosen Entsetzen suchte ich nach dem italienischen Wort für Pfui. Sanft segelte Lang über die Hügel davon.

W. soll nach unserer Abreise gesagt haben: die Edelaussteiger.

Ohne Alkohol, ohne Spide und ohne Tranquillizer kann man heute keine Literatur mehr schreiben, sagte mir M., ziemlich blau, auf der Frankfurter Buchmesse, und wer da wieder von wem hochgelobt worden war, sagt und pißt einen Verlagsstand an. Als Junge bin ich einmal auf einem Pferdewagen zur Insel Neuwerk gefahren. Die Pferde gingen — wir hatten uns verspätet — durch die langsam steigende Flut, und schon mußte ich in den Prielen die Beine anziehen, sah, wie die Säcke mit den Brotlaibern naß wurden, ringsum ein Grün, kaum bewegt bis zum Grau des Horizonts. Vor mir saß der Bauer und winte leise. Erst als die Pferde die Insel erreicht hatten und aus dem Wasser stiegen, ließ er die Peitsche knallen, brachte die Pferde in Trab. Hielt vor einem Haus, wischte sich mit dem Handrücken die Augen und ließ mich absteigen, ohne ein Wort zu sagen. Ich stand da, stumm, und hatte mich nicht einmal bedankt. Meine Absenzen wurden nicht bemerkt. M. redete noch immer. Aber nicht mit mir, nicht einmal mit sich, das redete einfach.

In München waren wir bei der G. eingeladen und brachten unsere Kinder mit. Die G. sammelt alte Spielzeugautos. Wie die innerlich verdreht dasaß, als die Kinder anfingen, mit den überall herumstehenden Spielzeugautos zu spielen. Und als sie dann auch noch an den altägyptischen Flügelschrauben drehten, um die Autos aufzuziehen, da hielt es sie nicht mehr, und sie stellte ganz beiläufig die Autos, die teuer bezahlten, hoch.

Diese ganz selbstverständliche Kinderfeindlichkeit, die sich auch bei vielen Linken zeigt, in ganz alltäglichen Dingen, in der Form der Einrichtung, der Nichtbeachtung der Kinder, in einer zur Schau gestellten Unduldsamkeit, die sich mit psychologisch-pädagogischen Kenntnissen tarnt, eine Besserwisserei, was Kindern gut tut und was nicht.

Und Verhältnisse: G., die ein Verhältnis mit M. hat, der mit R. verheiratet ist, die mit W. ein Verhältnis hat. Trifft man einen der vier, erzählen sie seit zwei Jahren, wie gemein, wie hinterhältig, wie rücksichtslos die anderen drei sind.

Wiederholungen. Auch mit den drei, vier Freunden kam es immer wieder zu Gesprächen, in deren Verlauf man schon im vornherein wußte, was der andere sagen, und was man selbst antworten würde, bis in einzelne Formulierungen hinein.

Sogar meine Selbstgespräche wiederholten sich, die imaginären Adressaten waren dieselben.

Der Wunsch, daß hier noch einmal alles deutlicher, schärfer und genauer werde.

Als wir im September in die Wohnung der Via Gradisca einzogen, wuchsen uns die reifen Feigen zu den Fenstern herein.

Später, Ende November, trug der Baum eine zeitlang Knospen, trockene gelbbraune Blätter und kleine grüne Früchte.

Zwei Straßen weiter, an einem Haus gegenüber von dem kleinen Milchgeschäft, in dem man die Milch auch in mitgebrachten Flaschen oder Eimern holen kann, hängt ein Kranz mit einer roten Schleife. Darunter eine Tafel mit der Inschrift, daß in diesem Haus Umberto Grassi gewohnt hat, Kommandant der Partisanengruppe der Eisenbahner in Rom. Von der SS erschossen am 23. März 1944 in den Steinbrüchen der Fosse Ardeatine.

Auf den Klingelschildern habe ich den Namen Grassi entdeckt. In der obersten Etage lebt noch seine Frau.

In den ersten Wochen habe ich, kam ich mit den Kindern an dem Haus vorbei, wie unter einem Zwang leiser gesprochen. Aufdringlich und penetrant klang mir mein Deutsch. Irgendwann, wenn mein Italienisch besser ist, will ich die Frau besuchen und mit ihr reden — wenn sie mag.

Der Tramontana weht. Der Himmel ist von einem eisigen Blau. Unter mir hellbraun die verschachtelten Dächer des Vatikans. Mönch auf Nonne heißt das Dachdeckverfahren, in dem halbrunde Dachziegel aufeinandergelegt werden. Ein enger schneckenförmiger Gang führt in der Kuppel zum Tambur hoch. Es ist kurz vor vier, und nur wenige Neugierige stehen noch hier auf der Kuppel von St. Peter. Am Horizont sinkt die Sonne in einen schmalen bräunlichen Wolkenstreif, der dicht über den Hügeln im Westen liegt. Kurz danach taucht sie darunter auf, gestaucht und von dunklem Rot, dann verschwindet sie hinter den Hügeln, die jetzt deutlicher hervortreten in einem violetten Licht.

Plötzlich klettern vernummte Japaner aus der Tür und beginnen stumm und in einem feierlichen Ernst ihre kanonenartigen Teleobjektive auf die Stadt zu richten. Ein Japaner photographiert mit dem gleichen Ernst die anderen beim Photographieren.

Am Himmel zwei große dunkle Wolken im schnellen Flug. Zugvögel, die sich ausbreiten und wieder zusammenballen, dunkler jetzt, fast schwarz, und dann in einer jähn Änderung der Flugrichtung, ziehen sie auseinander und hängen wie zwei kilometerlange Wimpel über der Stadt.

Unten, in den vatikanischen Gärten auf einer Wiese vor einem bombastischen Buchsbaum-Papstwappen, spielen Priester in schwarzen Soutanen Fußball. Zwei Kardinäle gehen purpur über die Wiese. Das Spiel wird unterbrochen. Einer der Priester steigt in das Buchsbaum-Papstwappen. Die beiden Kardinäle bleiben stehen. Der Priester kriecht zwischen den Hecken herum. Dann hat er den Ball gefunden und schießt ihn aus der Hand zu den anderen hinüber.

Neben dem Peters-Dom, im Campo santo teutonico, diesem winzigen Rest des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, sammelt sich das Dunkel, aus dem noch hell ein paar Punkte heraufleuchten, die Marmorgrabsteine.

Er hieß Schlosser, war Jurist und betrieb eine Latein-Presse. Ein gedrungener, massiger Mann, Anfang Dreißig, dessen rechtes Bein beim Gehen quietschte. Ich fragte mich jedesmal, wenn er die Klasse betrat, warum er seine Prothese nicht ölte. Er gab Lateinunterricht mit der Garantie, Studenten in sechs Monaten zum großen Latinum zu führen, wie er das nannte. Sechs mal in der Woche, vier Stunden Latein.

Manchmal, wenn es ganz unerträglich war, blätterte ich in dem Lateinbuch die Seite auf, die eine Abbildung von einem römischen Weizenschiff zeigte. Ein kleines, naives Wandbild aus dem 3. Jahrhundert. Ein Segelschiff mit Besatzung und einem Kornträger, der, über eine Planke gehend, einen Sack Weizen auf das Schiff trägt. Da war etwas von dem, was ich weder in der Grammatik noch in den Vokabeln finden konnte.

Wir waren heute in der Markthalle. Über dem Eingang die Wölfin mit Romulus und Remus an den Zitzen. Darüber die Buchstaben SPQR. Senatus populusque Romanum. Die Kinder sahen zu, wie einem gerupften Huhn die gelben Beine abgehackt wurden, dann der Kopf. Tobias: Jetzt wird ihm das Gesicht abgeschnitten. Danach wird die faltige, dickporige Haut über den Hals gezogen. Während der Mann in seiner blutverschmierten Schürze Magen und Leber aus dem Huhn schneidet, denke ich, daß die Kinder es jetzt wahrscheinlich nicht mehr essen mögen. Seit meiner Kindheit habe ich nicht mehr zugesehen, wie ein Huhn ausgenommen wird, wie ihm Kopf und Füße abgetrennt werden. Vertraut waren mir die Hähnchen aus der Tiefkühltruhe im Supermarkt. Die lagen einem wie kalte Steine in der Hand. In einem kleinen Plastikbeutel konnte man Herz, Leber und Magen aus der Hähnchenbrust ziehen. Abends aßen wir das Huhn (alla portogesa) alle mit großem Genuß.

Zu Weihnachten ist im Bahnhof Termini der Stall von Bethlehem aufge-

baut worden. Ein großes Schild nennt den Stifter: Banca nazionale delle comunicazioni. Das Wirtshaus, der Stall, eine Scheune. Hirten, die drei heiligen Könige, Maria, Josef und das Jesuskind, alle in grellen Farben und naturalistisch bis zur Warze, die ein Hirte auf der Stirn trägt. Aus dem Schornstein quillt bläulich Weihrauch. Von einem Tonband orgelt Beethovens 9. Die Menschen drängen sich an das Absperrgitter und werfen Münzen und Geldscheine auf einen lila Teppich. Ein Priester in schwarzer Soutane geht mit einem Staubsauger vor der Krippe auf und ab. Man hört das Klicken der durch das Rohr flitzenden 100-Lire-Stücke.

Eine Sprache, die wieder zu den Dingen kommt, damit auch die Dinge wieder zur Sprache kommen.

Las im *Espresso*, daß die Democrazia Cristiana vor den Parlamentswahlen 1947 im Süden Italiens Schuhe verteilt, und zwar ausschließlich linke. Nach Auszählung der Stimmen in den Wahllokalen bekamen die Wähler, hatten sie mit absoluter Mehrheit die Christen gewählt, die rechten dazu.

Auf der Via Veneto, vor dem Vier-Sterne-Hotel Ambasciatore, steht, dicht neben den Stühlen und Tischen, auf denen man für sechs Mark einen Cappuccino trinken kann, ein Zelt. Ein Zelt in Hausform, wie es von Straßenarbeitern und Kabellegern benutzt wird. Vor dem Zelt sitzt eine Frau und kocht auf einem Petroleumkocher eine Gemüsesuppe. Ein Junge trägt einen Wasserkessel vom nahegelegenen Trinkwasserhydranten her. Im Zelt vier Klappbetten, am Boden ein paar Luftmatratzen, Schlafsäcke. Vor dem Zelt drei Klappstühle, ein Campingtisch. Ein Mann sitzt da und repariert ein Dreirad. Ein anderer steht über den Tisch gebeugt. Er malt ein Schild: non lavore, non allogio, siamo al verde perciò siamo rossi, was soviel heißt wie: keine Arbeit, keine Wohnung, sind blank und darum rot. Siamo al verde hat er in einem giftigen Grün gepinselt und siamo rossi rot. Er betrachtet das Plakat und überlegt einen Moment, dann umrandet er die grüne Schrift rot und die rote Schrift grün. Die Schrift beginnt zu tanzen. Am Zelt sind viele Schilder mit Sprüchen und Zeichnungen aufgehängt. In dem Zelt wohnen zwei Familien, arbeitslos, denen man auch noch die Wohnung gekündigt hat. Die Armut verkriecht sich nicht wie bei uns in den öffentlichen Wärmestuben, sondern setzt sich gut sichtbar auf einen gepflegten Einkaufsboulevard. Noch steht das da, mit ausgezupften Augenbrauen, Kamelhaarmänteln, Nerzcapes, Krokohandtaschen in den bromierten Kralen. Gehen dann zum five-o-clock-tea. Von hier bis dort sind es nur ein paar Meter.

Ci sono degli intellettuali che non conoscono il significato dell'espressione »Cultura popolare«. (Es gibt Intellektuelle, die nicht die Bedeutung des Begriffs Volkskultur kennen.) Pasolini

Sinnprothese oder Design

Seien wir realistisch: Unsere Situation ist doppelt. Wir sind in gewisser Weise Menschen ohne Welt, wie Günther Anders formulerte, wir halten sie nicht in den Händen, die Frage der zwanziger Jahre: Wem gehört die Welt, können wir nicht mit »uns« beantworten. Aber: Es steht eine neue Möglichkeit am Horizont, nämlich eine Welt ohne Menschen. Wenn wir das Zweite nicht verhindern, wird eine Beschäftigung mit dem Ersten nutzlos. Gehen wir also von der Voraussetzung aus, daß wir eine Welt ohne Menschen verhindern, beschäftigen wir uns dann mit dem Thema Menschen ohne Welt. Was heißt das?

Viele Dinge, die wir gestalten, sind nicht dazu da, zu bleiben, unsere Welt mit zu bilden, eine Festigkeit zu erreichen. Vielmehr sind viele dazu da, so schnell wie möglich zu verschwinden. Ihr Zweck ist also nicht Gebrauch, der ist nur unterordnet. Ihr Zweck ist vielmehr: Ersetzt zu werden. Und das schließt einen nahezu endlosen Prozeß ein, weil jedes Ding schon vom nächsten verfolgt wird, che es einen festen Platz erhalten, sich erobern oder zugesprochen bekommen kann. Aber: Das Problem liegt nicht in den Gegenständen, sie sind sozusagen nur konkrete Ausführungsdinge für eine Produktionsweise, deren Zweck verbrauchen ist — und dabei verdienen — und zwar so rücksichtslos wie irgend möglich.

Die Designer spielen in diesem System eine Rolle, wie alle andern an der Produktion Beteiligten auch: Sie sind funktionell, sie müssen dies Prinzip ausführen. Damit sind aber die Verhältnisse so eingerichtet, daß nicht Vernunft oder gar gestaltende Vernunft die Arbeits- und Handlungsmaxime ist. Vielmehr: In solchen Verhältnissen kann die Arbeit der Designer als eine Rachemethode beschrieben werden, sie müssen Rache üben an den vorhän-

den, oft bloß zu lange lebensfähigen Produkten. (»Leichen pflastern ihren Weg.«) Ernsthaft Überlegungen für morgen wären demnach solche, die Lebensfähigkeit verschaffen, nicht bloße Verbrauchsfähigkeit.

Designer haben bislang oft festgehalten an der Haltbarkeit, somit Dinge, Gegenstände und Gebrauchsweisen mit zustande gebracht, die durch die Nachfolger nicht schnell genug umgebracht werden konnten. Das soll jetzt gewendet werden, wessen Wende ist das wohl? Die gegenwärtige Auseinandersetzung, als Krise des Designs bezeichnet, könnte aufgefaßt werden als Krise der Zurichtung der Designer bei der realen Situation sinkender Kaufkraft und relativer Sättigung mit langfristigen Konsumgütern. Wenn die Aufgabe hierzulande heißt, die vorhergehenden Dinge so schnell wie möglich umzubringen, so können wir unsere eigene Frage folgendermaßen formulieren, sozusagen als fiktiven Ausruf, als Bitte an den Himmel: Himmelherrgott, wer braucht denn heute noch etwas? Wir gleichen einem Käfig, der einen Vogel suchen geht. Darin Findigkeit zu beweisen, belohnt jeder Unternehmer. Die Gegenfrage: Wozu sollen wir noch etwas brauchen? ist eine sozial unerwünschte Frage, eine, die geradezu unsere Untauglichkeit für die Gegenwart beweisen würde.

Klar ist aber auch: Eine Tätigkeit, die lange Zeit an solche Verhältnisse gebunden ist, verliert die Fähigkeit — oder gewinnt sie erst gar nicht — in überprüften, ausprobierten, verfolgten Prinzipien des Gebrauchs und des Gebrauchswertes zu denken. Im Prinzip des Gebrauchs, also im Prinzip des Brauchens zu denken, ist dann wenigstens als abstraktes Prinzip zu trainieren, als Hoffnung, solange Gebrauch für die Produktion und das Design eine

utopische Kategorie ist. Die Frage, die ich hiermit der Diskussion übergebe, lautet: Wie sieht ein Training von Subjekten für dies abstrakte Prinzip aus?

Designer sind kräftig dabei, ihr Schweigen, ihr zum Schweigen gebracht-sein mit viel Lärm zuzudecken. Aktionismus hindert an der Aktion, Einstieg ins — besser Ersaufen im — Detail hindert am Blick fürs Ganze. Nur: Wer glaubt denn heute noch, daß da, wo es laut ist, auch wirklich etwas verhandelt wird, daß dort etwas Entscheidendes passiert? Das Lauteste zur Zeit ist die Argumentation für mehr Sinn, für Bedeutung etc. Dazu wenigstens ein paar Gedanken.

Historisch-philosophisch tritt die Frage nach Sinn immer nur gegenüber Negativem auf, rein in der theologischen Figur der Anklage gegen Gott oder bei der Suche nach Verborgenem an seinen Taten. Das Auftreten der »Sinn-Frage« ist also ein Indikator für Negatives oder negativ Erlebtes, die bloße Umkehrung der Frage geht nicht oder nur sehr schwer: Im Positiven ist kein Sinn zu suchen. Anders gesagt: Das Glück von Adam und Eva kann nicht nach Sinn befragt werden. Ganz anders allerdings wird die Frage, wenn an dem Wörtchen Sinn immer ein zweites hängt, nämlich »für« oder »im«. Dann fragt man immer nach einem Verhältnis, nach einer Beziehung, nach einer Funktionalen. Sätze könnten lauten: »Das hat Sinn für« oder aber »Damit hat x etwas im Sinn«.

Gehen wir von dieser Vorbemerkung aus und halten fest: Wenn Sinn verschafft werden muß, dann ist etwas sinnlos geworden. Etwas wird für jemanden sinnlos, heißt aber: Er hat damit nichts im Sinn. Wenn vieles in der Welt (für manche die Welt als ganzer) sinnlos geworden ist, so aus dem einfachen Grund unsres Nicht-Verfügens über die Arbeit und über die Bedürfnis-Struktur, über die Produktion und die Zwecke. Es versteckt sich darin auch eine Scham, denn eine so un-

erhört reiche Gesellschaft zeigt sich unfähig, allen beispielswise die Möglichkeit zur Arbeit zu verschaffen. Gut. Etwas wird für jemanden sinnlos, heißt aber: Er hat damit nichts mehr im Sinn. Dinge können ihren Sinn verlieren, weil sie aus dem System der praktischen Welt der Subjekte herausfallen, weil den Subjekten die praktische Stelle fehlt, von der aus sich der bestimmte Sinn — und das ist der Zweck — jedes einzelnen Dinges artikuliert. Alle Dinge, die zur praktischen Bewältigung der Welt *nicht* gebraucht werden, müssen mit einem tieferen Sinn belegt werden. Und nun wird uns da ja neuerdings anempfohlen, bei dieser Sinn-Suche vor allem in das historisch ästhetische Repertoire einzusteigen, aber bitte ohne Vorliebe. »Jeder ist seines Sinnes Schmied!« lautet die Devise. Für die Gestaltung ist also Pluralismus gefordert. Das tolerant ausschende Einstellungsgebot, sich pluralistisch zu verhalten, verwandelt aber die Designer in unbestimmte Wesen, weil sie nichts Bestimmtes mehr begründen sollen. Mehr noch: Sie werden in Plünderer verwandelt, weil das alte Gebot, nun wenigstens etwas zu erfinden, ersetzt ist durch ein neues: Nämlich etwas zu finden. Aber nicht etwas, was sie verloren haben, sondern etwas, was andere schon gemacht haben. Die Welt wird freigegeben zur freien Bedienung, das Leitprinzip der freien Welt!

Wenn wir uns bitte der Vorfäder unseres Berufes erinnern, der Funktionalisten, so war doch ihre größte Leistung, daß sie sich um das Einholen von Geschichte nicht gekümmert haben. Teilweise haben sie sie sogar rabiat negiert, nicht, um sie zu leugnen, sondern um selbst Geschichte zu machen. Die unbedingte Hinwendung der Funktionalisten in ihre Gegenwart ist ihre entscheidende Haltung, ihre Besonderheit. Ob sie dies radikal genug gemacht haben oder ob sie von zu viel Idealismus noch heimgesucht waren, ist eine andere Frage, die extra zu erörtern wäre.

Aber es ist klar: Das Anziehende an ihrer Arbeit und an ihnen ist, daß die Entwicklung der Gesellschaft, der Bedürfnisse und der Gegenstände ihnen nicht als blinde Resultate der Technikentwicklung galten, sondern daß sie das Bild einer gemachten Welt und nicht einer gewordenen verfolgt haben, das Bild einer Welt, die aus dem sozialen Willen und der sozialen Aktion entspringt. Dabei ist klar: Das Bild einer gemachten Welt ist heutzutage nicht mehr innerhalb einer Gesellschaft zu denken, sondern nur noch im Wortsinn, also global. Diese Frage zeigt, daß Design ohne soziale Verhältnisse nicht ernsthaft gedacht werden kann. Wir brauchen auch für die konkrete Arbeit bei uns das Bild einer brüderlichen Welt. In Konkurrenz, nur national oder europäisch zu denken, wird nicht reichen.

Unsere konkrete Schwierigkeit in der Arbeit besteht darin, daß wir nur sehr langsam in der Lage sind, in der Dimension des Gebrauchs Besseres herzustellen. Ich will nicht sagen, daß alles schlechter geworden ist. Ich will sagen, daß bei Veränderungen mangels ausreichendem Wissen über ihr Sein — somit über ihr Besser-Sein — die Ansicht unterstützt wird, daß so leicht eben nichts besser werden kann. Die Revolutionierung in der Produktion steht uns als Beispiel und als Fragezeichen ja vor Augen. Für die Dingwelt kennen wir den Unterschied zwischen der Sozialtauglichkeit der Produkte und der Gebrauchstauglichkeit, wir praktizieren ihn mit. Es genügt nun nicht, sich nur neue Gegenstände vorzustellen, die gut, haltbar, langlebig sind. Denn wie groß denken wir uns eigentlich den Vorrat an Bedürfnissen? Wäre es stattdessen nicht nützlicher, die Struktur der Bedürfnisse zu denken, als Vor-Bedingung fürs Mädchen? Wäre es nicht nützlicher, die Verhältnisse zu denken, aus denen solche strukturierten Gegenständlichkeiten entspringen könnten? Nützliche Verhältnisse jedenfalls wären gekennzeichnet durch eine soziale Form der Bestim-

mung über die Produktion (nicht durch den Markt) und durch weniger Arbeit, genauer: Weniger Arbeit zur Herstellung verschwenderischer, unnützer Dinge. Das trafe sicher auch die Designer, weniger Arbeit, vielleicht also 35 Stunden in der Woche. Nicht 50 bis 70, wie jetzt oft. (Und wer Arbeit hat, ist weniger in der Krise als der ohne.) Wicos auch nicht 35 Stunden, es gibt keinen Grund zur Angst. Im Gegenteil: Haltbare Dinge herzustellen, zu entwerfen, zu gestalten, vor allem zu beschließen, würde mehr Zeit erfordern. Und jeder Designer kennt wohl die Erfahrung, daß er noch etwas Zeit gebraucht hätte, um einen besseren Vorschlag zu erarbeiten. Jeder, der selbstkritisch ist, kennt die Schwächen und Fehler seines Arbeitsresultats am besten. Also: Die Alternative in anderen Verhältnissen hieße nicht keine Arbeit, sondern genauere, bessere, fundiertere Arbeit.

Die Reduktion von Design auf die Gestaltung von einzelnen Objekten ist identisch mit dem Verzicht auf die umfassenden Fähigkeiten designerischen Handelns, designerischer Vernunft. Ratio kann doch nicht nur auf der Ebene eines Betriebes oder seiner Kalkulation eingesperrt bleiben. Nötig wäre stattdessen eine Kompetenz bei der Umweltplanung. Dieser Begriff ist verschwunden, besser vielleicht: zum Verschwinden gebracht worden, wenn man die Geschichte verschiedener solcher Versuche vor Augen hat. Ihn zu füllen, könnte die versammelte Kompetenz der Kollegen nützen.

Eine Welt für die Menschen ist nur zu schaffen, wenn die Gegenständlichkeit Resultat eines Beschlusses für die Welt ist — und nicht die Welt bloßes Resultat der Gegenständlichkeit. Da bleibt sie ein Waren-Gewimmel. Ohne ein geistes Bild der Welt können wir aber kein gegenständliches schaffen, sondern nur die fremde Welt der Gegenstände, ihr Verkaufsdasein nachschaffen. Von Freiheit aber kann da ernsthaft nicht die Rede sein.

CHUP FRIEMERT

ANNI: Glangd da des Armbandl ned?

ERWIN: Mei Recht wuie, mei Ehr wuie, mei Arbad wuie —

ANNI: Da Dieb redt von Recht und Ehr! Sauba —

ERWIN: (laut, verzweifelt) Arbad!

ANNI: (nach einer Pause, vorsichtiger) Etz laßma des und feian Weihnachtin. Des Armbandl damma übamorgn zruckschicka anonym —

ERWIN: Des gherd dia, des habe ma dakämpfd, des muasd bhoitn, des muasd iwaoi hi oziang, des muasd jeda säng, des muasd bhoitn. (kleine Pause) Sog, daßda gfoit, sog daßdas bhoitst, sog, daßdas oziagst. Sog cpps, sunst sitz i mi untan Christbaam und zünd mi ö wia de Kerzn und brenn mi nieda: Schaugts her, ois kennts es ned macha mit dem oiden Ruhsam, da gibts a Grenz, wo der sogd: I mog nimma.

ANNI: Schbinna —

ERWIN: Von dem, wos a Ehr is, habts es Weiba koan blassn Dunsd. Sinnlos mid dir do drüba zredn.

ANNI: (laut) Dei Ehr host beim Schdein valorn.

ERWIN: Glogñ, mei Ehr habe valorn wia i Ogsteller worn bin, do habe de Frontn gwechselt, des wars. Wia i de andan in Arsch neigrocha bin —

ANNI: Gä, hea af, liagst di imma diaffa ind Schand. Wia heid woäss no, wiasd kumma bisd vom Arbeitsamt und gschrifan host: I hobn bschdandn an Eignungstest, i hobn bschdandn, und gfreit host di wia a Schneekenig.

ERWIN: Des war de Falle!

ANNI: Des war koa Falle damals, sondan a Riesenglück: Ois Boistara waarst du schon 20 Jahr arbadslos, und daß du an Schbrung vom Boistara zum Lohnbuchhoita gschafft hosd, des vadangst —

ERWIN: meim Hirn —

ANNI: dem aa, aba am Staat a, der wo di umschuln hod lassen 69 und dea wo wos investiert hod in di, und da warst aa nimma da Allajingste! Aba, hod da Staat gsogd, dea is ned bläd, dea kriagg a neie Schanse, des hod doch da Staat damois aa ned wissn kenna, daß de Entwicklung aso laaft, daß du heid wieda umschuln mißast. Des hod koana gwußt!

ERWIN: Heid sogd aba koana mehr wos vom umschuln!

ANNI: Schaug di o, da Staat is doch ned blind, dea hod 200.000 Jugendliche, de wo koa Arbad ham und koan Beruf, dea werd doch ned —

ERWIN: — in an oiden Deppn investiern.

ANNI: Man muasd se nach da Deckn streka —

ERWIN: De Jugendlichen kenna doch wartin, de ham no as ganze Lem vor sich, aba i ko.nimma wartin!

ANNI: Des wersd lerna miassn!

ERWIN: Sau!

ANNI: (nickt) Wennma de Wahrheid sogd, nachat is ma a Sau, i woäss scho.

ERWIN: Du ghörst a zu meine Metzga!

ANNI: Olle ghörn dazua, des woäße scho, grod wias da in Gram nei baßt.

ERWIN: Baßd ma ned. Wiri vom Boistara aufd Buchhaltung umgstiegn bin, do bine de Obern in Arsch nei krocha, des habe scho auf da Schuhung gmerkt, des is etza a andara Wind, etza bine auf da andan Seitn —

ANNI: Hosd gmoand, weilst an Einbuidung ghabt host, weisd aso do hosd, ois dadsd du die Leid von deim eigna Geid wos gem, ois kammaten de

jeds Monat zu dia zum beddln, so wia du etzad zum Arbadamt —

ERWIN: Sog des noamoi!

ANNI: Schdimmts vielleicht ned? Aufgschbuid hosde, und gredt host, daß mi gschamt hob, wennma an Bsuach ghabt ham, weisd aso ogem hosd mid »deine Leid« und »deina Firma« und »deim Geid« — in Arsch bisd erna einegrochen de andan, des schdimmt, und etza, wos di nimma brauche kenna, hams di außadrugd, und recht hams ghabt: Im Arsch von da Firma is ma unersetzlich, solang ma brauchd werd, und wennma nimma brauchd werd, isma bloß no a Schbulwurm.

ERWIN: (schlägt zu, sie schaut, er leise) I bin koa Schbulwurm! Sog daßi koa Schbulwurm bin, sunst —

ANNI: Kriege no oane? Is da dann leichta, wennma scho ned de Tornados dawischt, nachat ko ma wenigstens da Oidn oane ind Fotzn haun, des duad a guad, und erleichtert, gei?

ERWIN: Nimm des zruck, sunsd haue no amoi zua —

ANNI: Ja, hau doch, hau zua! Glabsd denn du, i fürcht di? Ja warum denn? Du —

ERWIN: Arbadsoßer oder Depp —

ANNI: (schaut)

ERWIN: Hosd koa Achtung mehr vo meina, gei, des is.

ANNI: I hob koane mehr? Du host doch seiba koane mehr vor dia! Des steckt doch o — du bisd doch gar nimma du! De eigne Frau schlögn und oschbeim, damit erm sei Ehr ned drauf gäd. Bessa i gä drauf ois wia dei Ehr, gei?

ERWIN: (schaut, Pause) Na! (schreit) Nein. Du bist mei Ehr, hosd an des no ned gmerkt? Ja merkst denn du gar nix mea, ha?

ANNI: Nasnbluatin habe.

ERWIN: I bring da a Tempo.

ANNI: Des kone ma scho seiba hoin, du woäss a ned amoi wos san.

ERWIN: Sogst mas wos san!

ANNI: (schaut ihn an, nickt)

ERWIN: Fia wen dua i denn des, vor wem scham i mi denn? Voa mia? Monst wirkle? Voa mia, oda vor da Wand? Vor dia schame mi, du bringst mi uman Vaschdand. Wenne alloa waar —

ANNI: (schreit) Bist aba ned, bisd seid dreißig Jahr ned, hosd des no ned gmergd —

ERWIN: Alloa ko ma d Schand aushoitn, wei ma se vaschdegga ko, aba du sigst mi —

ANNI: Weile ned blind bin.

ERWIN: (nickt) I wui a Lem hom, daß du wieda an Respekt vor mia host.

ANNI: Respekt?

ERWIN: Daßd song kosd: des is mei Mo, des is da meine, und di ned schamma muasd —

ANNI: Schamm mi ned, wennsd ned schduisd.

ERWIN: (leise) Doch, i merks. Des merkt ma, merkst as du ned?

ANNI: (schweigt)

ERWIN: Host koa Benzin?

ANNI: (schaut)

ERWIN: (ton- und lustlos) A Benzin nemma, zum Arbadamt geh und si

ozindn, und kurz bevor ma hi is no schrein, daß de ganze Schdod hört; des machts ihr ned mit mia!

ANNI: Und nachad hobe an Respekt vor deina Aschn.

ERWIN: Vor meiner Erinnerung.
(Pause)
I ko nimma und i mog nimma. Warum kriage koan Krebs, daß krepier. Mia feit nix, oiwei hobe a Gribbn ghadt an Weihnacht und heia — mia feid nixe. Mia graust vor mia —

ANNI: Mia ned.

ERWIN: Des merkst du gor ned.

ANNI: I merk ma gnua, mia langds.

ERWIN: A Benzin brauchad i, a Benzin.

ANNI: Kafst da oans —

ERWIN: Ob ma des so oafach griagt? Wenn ma koa Auto nachweisn ko —

ANNI: Sogsd, es is fürn Rasnmäha —

ERWIN: Wenn mia koan Gartn ham —

ANNI: Genau.

ERWIN: Dregsau, dreggerte —

ANNI: (nickt)

ERWIN: I wui ned sterbn, i wui arbadn.

ANNI: Des waar a bessa —

ERWIN: I brauchat a Schanse, a richtige Schanse, nachad dad i da scho beweisn, wos in mia schdegt — aba unsaoana hod ja nia oane.

ANNI: Jeda, jeda hod oane.

ERWIN: I ned.
(es läutet)

ANNI: Etz leits.

ERWIN: Schmarrn, wea soin des sei?

ANNI: Hearsd ned, daß leit.

ERWIN: Des isa Irrtum, machma ned af, des is glei vobei. Mia san ned da-hoam. Mia san scho dot.

ANNI: An Weihnacht is a jeda dahoam. (wieder läuten) I mach af —

ERWIN: — daß uns ibafoin.

ANNI: Große Redn schwinga, aba zfeig sei, daßa sei Wohnungdia afmacht wenns klingelt.

ERWIN: I erwart koan Bsuach.

ANNI: (hat aufgemacht) Ja bitte —

MANN: Tschuldige Sterung. Suche Pension Gerz.

ANNI: Was —

ERWIN: Mia san ned die Pension Gerz —

MANN: Suche Pension Gerz

ANNI: Gerz — des habe scho amoi ghärd —

ERWIN: Gastabeitaabsteige is des, irgandwo — in da Näh —

ANNI: Wo?

ERWIN: Woße ned.

MANN: (zeigt einen Zettel) Schaue Zettel: GERZ

ANNI: (schaut, nickt — man hört es schreien) Was isn des?

MANN: Gerz.

ANNI: Was da jammert im Treppenhaus —

MANN: Ise meine Frau ise grank.

ERWIN: (leise) Des san Schwindla, Trickbetrüga —

ANNI: A Frau hoda aa dabei.

MANN: Gerz. Habe bloß Namé kein Adress —

ANNI: (schiebt den Mann beiseite, nach draußen) Is erna schlecht!
(es jammert)

ERWIN: (hält sie fest) Geh koan Schritt aus da Wohnung, koan Schritt — geh eina, mach de Dia zua — zuamacha hobe gsogd —

MANN: Nixe wisse Gerz?

ERWIN: (böse) Nixe wisse, du gehe, frage woanders, mia nixe wisse —

ANNI: (schaut hinaus, es schreit deutlicher) Was dein Frau habe?

MANN: Nix habe, grank.

ANNI: Grank oda du habe (deutet Schläge) —

MANN: Mama mia nix habe —

ERWIN: Wennst naus gäsd mache de Dia hinta euch alle drei zua. Du nehme Füße in Hand und gäe schnell, sonst ich hole Bolizei —

MANN: Bolizei — warum?

ERWIN: Weil ich nix Gerz, ich Ruhsam und heut Weihnachten — ich feiern und wolle mein Frieden.

MANN: Alles gut, nix Bolizei, wolle bloß frage. Denkeschen, auf wieder-sehn — (er dreht sich um zum gehen — ziemlich lauter Schrei)

ANNI: (draußen) Gengans eina, sie soin eina gä hobe gsogd —

ERWIN: Schbinnsd du.

ANNI: Halt dei Mei, sigsdas ned wos de Frau hod —

ERWIN: A Kissen hods untam Bauch, a Kissen, des isa Drix, und wenn mas einalassn duad ses außa und dastickt uns damit —

ANNI: (die Frau wehrt sich, sie will nicht in die fremde Wohnung) Eina soins geh, hobe gsogd, bevor i grante wer, in dem Zustand kennans doch ned umanandahatschn — (zum Mann, der seine Frau auch nicht in die Wohnung lassen will) Und du tue deine Finger weg — du verstehst eine Scheißdreg von diese Sach, das mache Frau unter sich aus —

ERWIN: Wenstas eina laßt gä i —

ANNI: Na gä — (die fremde Frau geht immer wieder in die Hocke, sie hat sehr starke Wehen, Anni führt sie herein —) Gengans nua eina, i bin doch a Frau — vun mia brachas doch koa Angsd ned hom, i dua erna nix — (sie bringt die Frau in die Küche) Hisitzn — sitzen is besser wie liegen, kapitto (die Frau setzt sich nicht hin, sondern hockt sich auf den Boden) Is ma aa recht — (gibt ihr Kissen)

(im Gang stehen sich die beiden Männer noch gegenüber — der Mann traut sich nicht herein, er schaut einmal Richtung Küche, einmal Richtung Erwin)

ERWIN: Du gehe mit, aba ich warne dir, ich stark.

MANN: Gerz, Pension Gerz!

ERWIN: Nix Gerz, ich Ruhsam, Erwin.

MANN: Gerz —

ERWIN: Uno momento — (großer Einfall) ich suche in Telefonbuch, sage dir Straße und Hausnummer von Pension Gerz.

MANN: (nickt) Gerz —

FRAU: (hat eine große Wehe)

ANNI: Fest und diaf schnaufa, und drucka, wvens kimmt drucka — (*will es vormachen*) ned aufs schnaufa vagessn, drucka, schnaufa, drucka — sehr gut — Etz werds glei wieda kumma — ja wos schdäds denn es do ois wia Bamaffn — du gehe her halte Kopf von Frau sunst bum bum auf Boden — und du —

ERWIN: I ruf an Nodarzt —

ANNI: Wos scho außa rumpelt (*Frau schreit*) tief ein und drücken — pfm und haaa — pfm und haa — ma sogd doch oiwei daß de südlichn Lända si midm Kinda kriang leichta dan — erstes Kind von deine Frau?

MANN: Erste Kind —

ANNI: Na pfiati God —

ERWIN: Wo isn as Delefonbuach? —

ANNI: Laß as Delefonbuach in Ruah du oida Depp du oida, hoitn soidsas, hoidn, damitsese ned an Schädl ejhaut (*schreit den Mann an*) Du halte was können — da — etz hodses d Lippn eibißn —

ERWIN: I ko as Delefonbuach ned findn — (*er äugt in die Küche*) Beig de ned so weit oba, de markiert, und schmeißd se af di — erm hobe im — Aug —

ANNI: Brav, des is brav — brav is des — und nomoi — sigsdas, und etza wvens kimmt wira Wein — nachat laß di midschwoam damit und drucksd — und fest festa — und as schnaufa ned vagessn und nomoi, a des gäd doch — ja wia des gäd und etza werds glei wieda kemma (*die Frau schreit*) Is scho do, wos hobe gsogd, oa Wein nach da andan — schnaufa und drucka und nachlassn, laß aus, mach an Mund auf so ja, so ja (*gibt ihr etwas*) beiß drauf, — dea Depp duad'ois wenn er as Kind kriang dad, hoitn soisd, ned umbringa soisd das — Luft laß ihra, nomoi und hoch und festa, und festa und —

ERWIN: (*ruft von draußen*) Koa Kissn ned?

ANNI: A Kissn mid schwarze Haar und kloane Händ —

ERWIN: Des glabe ned, de woin uns grad durchnanda bringa!

ANNI: Ned nochlassn etz, etz derfst ned nochlassn (*die Frau schreit*) Weida, du kosd doch etza ned aufhärn, weida (*stößt sie*) weida, weida — weida, weida — oamoi no, nomoi, oamoi no — weida — (*Pause*) Guad is, guad is, des war brav, des war aba ganz brav war des, ganz ganz brav — (*man hört es wimmern*) Hersdas? — (*zur Frau*) Wos hobida vaschbrocha? Do schaug, schaug das o, wos do kumma is, schaug da den Bracklo, mei Liawa — (*zu ihrem Mann*) bring a frische Rasierklinga — (*schreit*) A Rasierkling soisd bringa.

ERWIN: (*gibt sich einen Ruck, holt eine Klinge, bringt sie vorsichtig*)

ANNI: Do — des muaßd aba seiba macha, des kone ned, des bringe ned zam — (*die fremde Frau nabelt das Kind ab*) Des kons, da schaug hea, wos de kon, des kons, hosc des von deina Muatta glernt ha? — Nix Arzt in deine Heimat?

MANN: Nix.

ERWIN: Aba bei uns viel Arzt, mia hole erste Hilfe, suche bloß Telefon und dann rufe an und dann Frau und Kind und du gehe Grankehaus —

MANN: Nix Grankehaus, Gerz, Pension Gerz —

ERWIN: Nix Gerz Grankehaus —

MANN: Gerz —

ANNI: Des isa.

MANN: (*starri sein Kind an, rennt zu seiner Frau, umarmt sie, weint, lacht*)

ANNI: (*zu Erwin*) Des isa —

ERWIN: Koa Kissn.

ANNI: Na. (*schaut, lacht*) Servus, du geboren in meine Küche, willkomme auf Erde.

ERWIN: Dea hod seine 8 Pfund, de hoda.

ANNI: Daß de mid lange schwarze Haar aufd Weid kumma hobe ned gwußt —

ERWIN: Ja, dea hod lange schwarze Haar, de wern erm no ausgehn und nachat kummas wieda —

ANNI: Moanst.

ERWIN: I glab scho, des hobe glesen —

(Das Paar will was)

ANNI: I bring erm scho, i dua erm scho nix, kriagsd erm scho — (*trägt das Kind hinein*) Do, do hosdn. (*gibt es*)

MANN: (*springt auf, umarmt Erwin, dann stürmisch Anni*)

ERWIN: Des is fei mei Oide, gei, de gherd mia, Kameltreiba —

MANN: (*nickt glücklich*)

ANNI: Du große starke Kind! Do kosd da gratulieren! Gratulatione. Und tapfere Frau, tapfere Frau —

MANN: Tapfere Frau —

ANNI: Des kosd laut song — zerscht hobe gmoant sie varegd ma, und wias do war — mei Liawa, do hodse se zheifa gwußt.

ERWIN: Wo is mei Rasierkling?

ANNI: Do.

ERWIN: (*verlegen*) De bracht ma ja ned wegschmeißn, dea feid ja nixe, de buze ob und nachat —

ANNI: Baß nua auf, daßes ned hoamle eistecka dei Rasierkling und mitgä lassn.

ERWIN: I moana bloß, daß si koana wä duad damid —

ANNI: Ja.

ERWIN: Und etz?

ANNI: I hob nach da Geburt an Mords-Hunga ghabt —

ERWIN: (*schnell, verlegen*) I hob nix dageng, mia is rechd. Aba ma soi de fremdn Leit ned hergwena, i mechat an Krankwagn ruaffa, aba des wua ned.

ANNI: Wos?

ERWIN: Des wua ned.

ANNI: Du nix wolle Grankehaus für Frau und Kind.

MANN: Gerz.

ANNI: Frau is tapfer, aber schwach. Mia in Deitschland gehe Grankehaus für kriege Kind. Frau schwach, Kind schwach, Grankehaus gut.

MANN: (*schüttelt den Kopf*) Wir gehe Gerz.

FRAU: Gerz.

ANNI: De ham Angst vorm Krankenhaus.

ERWIN: De ham ned vorm Krankhaus Angst, de ham von was anderm Angst.

ANNI: Von wos?

Georg Lukács

geb. 13.4.1885, gest. 4.6.1971

Die Zeiten ändern sich. In Vorbereitung auf den 100. Geburtstag von Georg Lukács, am 13.4.1985, veröffentlichte die Bildungspolitische Arbeitsgemeinschaft beim Zentral-Komitee der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei (USAP) bereits im Oktober 1983 »Leitgedanken zur Wertung und Verarbeitung von Lebensweg und philosophischer Laufbahn des Theoretikers«. Sie enden mit dem Satz: »Die Anwendung der Ergebnisse seiner theoretischen Tätigkeit und der Lehren seines Lebensweges hilft uns bei unseren gegenwärtigen Kämpfen; die Aneignung seines Erbes und die Vermittlung seiner Werte an die gesamte fortschrittliche Menschheit sind unsere ehrenvolle Pflicht.«

In ein sehr mildes Licht rückt nun, was Ende der 50er und in den 60er Jahren das Anathem provozierte, sein Verhältnis zum Kreis um Imre Nagy. Lapidar heißt es in den »Leitgedanken«: »Zur Zeit der Niederschlagung der Konterrevolution beging Lukács politische Fehler, in deren Folge seine unmittelbare organisatorische Beziehung zur Partei für etwa zehn Jahre unterbrochen wurde.« Und: Die »»Lukács-Debatten«, die sich noch zu seinen Lebzeiten vollzogen, sind bereits Geschichte; sie spiegeln jederzeit die historische Position, die Entwicklung und die inneren Widersprüche der Arbeiterbewegung, des Sozialismus und der marxistisch-leninistischen Theorie sowie die umstrittenen Ansichten wider.«

Diese anhimmelnd nebulösen Leitgedanken haben vielleicht den einen Vorteil, Lukács nicht mehr nach den Prinzipien zu richten, die ihm selbst zum Vorwurf wurden. Vom Standpunkt verabsolutierter Geschichtsauffassung, mechanistischen Begeiferns der Widerspiegelungstheorie wurde ihm eben dies — in der Sache richtig — als Kardinalfehler zugeschrieben.

Die Diskussion also kann aufs Neue beginnen. Als vor kurzem der sogenannte Heidelberger Koffer mit der Korrespondenz des jungen Lukács entdeckt wurde, kam er wieder, wenn auch zurückhaltend, ins Gespräch. In der DVZ vom 17.3.83 schrieb Georg Bollenbeck: »Er hat mehr 'Aufhebens' verdient!« Ihm antwortete Robert Steigerwald ebenda am 14.4.83: »Lukács muß kritisch gelesen werden.« War dies Material den einen erneut Beleg für die idealistische Figur seines Denkens, anderen Anlaß, ihn zu entdecken, in jedem Fall deutete sich an, daß für das Jahr 85 eine neue Lukács-Diskussion auch ins Haus der BRD steht. Zum Einstieg geeignet, erschien in diesem Jahr »Revolutionäres Denken, Georg Lukács — eine Einführung in Leben und Werk, herausgegeben von Frank Benseler.

Die DEBATTE wird sich nach Maßen an der Diskussion beteiligen. Wir beginnen mit dem notwendigen Rückblick auf das bisherige Wirken seiner Philosophie, Literaturtheorie und Ästhetik in der BRD, mit der Geschichte der Rezeption; die zu kennen wichtig ist, wenn die Fäden wieder aufgegriffen werden. In einem der nächsten Hefte wird Rafael de la Vega, Autor des folgenden Beitrags, die BRD-Rezeption Karl Korsch vorstellen, der Lukács im Versuch, die Hegelsche Methode in den Marxismus zu integrieren, nahestand.

Rafael de la Vega

Die Lukács-Rezeption in der Bundesrepublik

Der komplexen Bedeutung, der Breite und Vielfalt und nicht zuletzt der politischen Brisanz des Werkes Georg Lukács' entspricht eine ebenso vielschichtige und zum Teil auch widersprüchliche Rezeption desselben. Zu den objektiven Gründen dieses Unikums gehört z.B. die Tatsache, daß Lukács nicht nur als Theoretiker des Marxismus, als Philosoph *strictu sensu* ebenso wie als Kultur- und Geschichtsphilosoph eine bedeutende Rolle spielte, sondern daß er auch vorwiegend als Literaturtheoretiker, ja als der marxistische Literatur- und Kunstretheoretiker schlechthin über Jahrzehnte hinweg gegolten hat. Darüber hinaus war Lukács eine politisch äußerst strittige Figur, die abwechselnd und mit gleicher Vehemenz die Kritik der marxistisch-leninistischen Orthodoxie und die der bürgerlich-konservativen Kräfte auf sich zog.

Wir werden später sehen, daß die Rezeption seines (besonders des philosophischen) Denkens vorwiegend das Werk der sogenannten »unorthodoxen« Linken war: der Studentenbewegung und der Epigonen der Frankfurter Schule, der parteilosen Berufsmarxianer und der antimarxistischen Marxologen, bei denen Opportunismus und schlechtes Gewissen das intellektuelle Alibi abgerundet haben.

Selbstverständlich hat es auch in der BRD eine marxistische Rezeption des Lukács'schen Denkens gegeben, und dazu gehören auch zweifellos einige der Analysen, Kritiken und Würdigungen, die von den »undogmatischen« Linken verfaßt wurden. Trotzdem war die Haltung der parteigebundenen Marxisten in der BRD verständlicherweise zu stark von der 1956 zumal in Ungarn und in der DDR einsetzenden, vernichtenden und sicher nicht überall gerechten Kritik gegen den »Hauptrevisionisten« Lukács beeinflußt, als daß sich eine wahre und ungezwungene Lukács-Rezeption auf dieser Seite hätte entwickeln können. Italien und Frankreich, Länder in denen die Lukács-Rezeption unvergleichlich intensiver war als in der BRD, schöpften dabei aus anderen Quellen, zu denen als wichtigste zweifelsohne die großen kommunistischen Massenparteien und eine breite Plejade marxistischer Theoretiker zu nennen wären.

Die Rezeption des Philosophen Lukács in der BRD kann *grosso modo* in drei Etappen unterteilt werden: während der *ersten* war der ungarische Meister eine beherrschende Figur im Kulturleben der DDR, seine Werke wurden dort gedruckt, sein Einfluß war so groß, daß man von einer wahren ideologischen Hegemonie sprechen kann. Zweifellos trug diese Tatsache auch dazu bei, seinen Namen in der militant antikommunistischen BRD der späten 40er und der frühen 50er Jahre zu tabuisieren. Die *zweite* Etappe fängt an mit den Ereignissen in Ungarn 1956, bei denen Lukács eine allgemein bekannte Rolle spielte, und mit der großangelegten Kampagne gegen revisio-

nistische und idealistische Abweichungen, als deren prominentester Vertreter er fortan gelten sollte. Diese Kampagne gegen den Revisionisten Lukács machte ihn auf einmal interessant für alle Intellektuellen und Publizisten in der BRD, die in jedem »Dissidenten« einen Helden der geistigen Freiheit entdecken möchten. Die Wiederbelebung der Hegel-Diskussion, die Neu-entdeckung des »jungen Marx« und, etwas später, die Umwälzungen der Studentenbewegung und das neue geistige Klima brachten die Lawine einer späten aber ungemein intensiven Lukács-Rezeption ins Rollen. Je heftiger Lukács in den sozialistischen Ländern kritisiert, um so eifriger wurde er in der BRD (und nicht nur hier!) gelesen. Noch eine *dritte* Etappe sollte einsetzen, und zwar wenige Jahre nach seinem Tode. Unter dem Einfluß einer nicht gerade einfachen Entwicklung in der ungarischen Philosophie, die sich mit der wachsenden Stärke der sogenannten »Budapester Schule« auseinandersetzen mußte und dabei — ähnlich übrigens wie in der DDR — zu einer differenzierteren und pointierteren Haltung gegenüber Lukács zu gelangen anfing, begann eine Etappe der allgemeinen Bestandsaufnahme, der sorgfältigen Revidierung alter Positionen und der objektiven, wenn auch kritischen Würdigung. Heutzutage ist der Einfluß Lukács keinesfalls so vi-rulent, wie er es zwischen 1965 und 1975 gewesen ist, man kann sogar behaupten, er wäre etwas »aus der Mode gekommen«. Lukács scheint in der BRD dasselbe Schicksal wie alle revisionistisch oder idealistisch angehauchten Philosophen oder Schulen des Marxismus zu erleben: Bloch und Kofler, Korsch und Thalheimer, Ernst Fischer und Karel Kosík, die »Praxis«-Gruppe und die französischen und italienischen Heterodoxen haben an Virulenz verloren, sie sind nicht mehr so nützlich wie vor einem Jahrzehnt. Die marxistisch-leninistische Philosophie und die kommunistische Bewegung schen sich heute mit anderen Problemen konfrontiert.

*

Die Dominanz der Heideggerei zwischen 1945 und 1955 ist eine nicht zu leugnende Tatsache, entsprach sie doch den Bedürfnissen der neuen herrschenden Schichten in der BRD. Andererseits war damals an eine Reorganisation der marxistischen Theorie als gesellschaftlicher Faktor in der BRD gar nicht zu denken. Während diese Theorie sich in der SBZ und später in der Deutschen Demokratischen Republik als tragende politische Ideologie konsolidierte — mit der schweren doppelten Hypothek des Kalten Krieges und des Stalinismus —, begann in der Bundesrepublik Deutschland eine Entdeckung des »jungen« Marx, die vielfach von den im Werke Heideggers¹ zerstreuten theoretischen Äußerungen über den Marxismus ausging, die aber auch die Folge einer sich allmählich ändernden Lage in der Gesellschaft der BRD und in der internationalen Politik war. Die »linken« Heideggerianer gehen langsam in andere Richtungen über, eine kräftige Wiederbelebung des Interesses an Hegel fällt mit der Konstituierung der »Frankfurter Schule« zusammen. Siegfried Landshuts populäre Ausgabe der Frühschriften von Marx und selbstverständlich die auch in der BRD preiswert zu erhaltende DDR-Ausgabe der Werke Marx' und Engels' bildeten den praktischen Informationsnährboden für ein neues Interesse, das einer Theorie galt, die als Leitfaden in Wissenschaft, Politik und Wirt-

schaft eines Drittels der Menschheit fungierte. Ebenfalls in diesen Jahren thematisieren Philosophen christlicher Konfessionen (Bocheński, Calvez, Fettscher, Wetter) den Marxismus-Leninismus oder Fachgebiete von ihm. Ihr Versuch, den Marxismus wissenschaftlich zu kritisieren, trug auch dazu bei, ihn einem breiteren Kreise von Lesern bekannt zu machen. Das langsame Erwachen einer neuen Generation von fortschrittlichen Denkern in der BRD und die wachsende Potenz des wissenschaftlichen Sozialismus sollten den Weg für die heutige Lage ebnen.

Die Lukács-Rezeption muß vor dem Hintergrund dieser Entwicklung gesehen und verstanden werden, aber auch in ständigem Bezug auf seine wechselvolle Rezeption in der DDR. War in der Tat die französische Hochstilisierung Lukács' zur Hauptfigur eines »westlichen Marxismus« jahrelang ignoriert worden², ja sogar die harte Kritik, die die KPF damals gegen ihn übte³, so wurde die Abrechnung mit ihm in der DDR umso aufmerksamer registriert und in ihr Gegenteil verwandelt.

Georg Lukács und Leo Kofler, der in vielen Punkten an ihn anknüpft, wurden 1949-1950 einer ersten Kritik in der DDR unterzogen, die nach der Ablösung Wolfgang Harichs als Chefredakteur der »Deutschen Zeitschrift für Philosophie« den Charakter eines Generalangriffs auf die ideologischen und theoretischen Positionen des ungarischen Philosophen annahm, als dessen Schüler Harich galt. Die Diskussion kreiste in den Jahren 1949-1950 nicht nur um das ureigene Lukács'sche Anliegen, die Dialektik zur reinen Methode einer verstehenden Betrachtung zu machen, sondern auch um die viel heiklere Frage, den Aufbau des Sozialismus in der DDR als »besonderen deutschen Weg zum Sozialismus« hinzustellen⁴. Etwas später, im Jahre 1957, wurde in Leipzig eine Konferenz »über das Wesen der Philosophie Ernst Blochs« abgehalten, in deren Verlauf — die Ereignisse in Ungarn waren noch nicht ganz abgeklungen — dieser und Lukács als Hauptvertreter des philosophischen Revisionismus kritisiert wurden⁵. Während aber Bloch nur einen engen Kreis um sich hatte scharen können, und sein Einfluß sehr beschränkt war, hatte Lukács seit Jahren die Position eines Mentors inne; seine Werke erschienen in hohen Auflagen, und noch 1954 wurden in Berlin »Der junge Hegel« und »Die Zerstörung der Vernunft« in Erstausgaben publiziert.

Die offizielle Kritik bezog sich vorwiegend auf die ästhetischen, literaturtheoretischen und geschichtsphilosophischen Konzeptionen Lukács' und war eher eine fragmentarische, noch nicht systematische Abrechnung mit seinen philosophischen Grundideen. Viele von diesen Kritiken erschienen in Zeitschriften und sogar in Zeitungen⁶. Die erste geschlossene Publikation, in der Lukács einer systematischen und umfassenden Kritik unterworfen wurde, war die Folge der in Ungarn 1959 ausgetragenen, von der DDR übernommenen und erweiterten Lukács-Debatte, nämlich das Buch »Georg Lukács und der Revisionismus«, in dem neun Autoren aus beiden Ländern nicht nur die jüngsten Konzeptionen Lukács' radikal in Frage stellten, sondern deren Wurzeln bis in die philosophischen und methodologischen Thesen der frühen 20er Jahre zurückverfolgten⁷. Daß diese seit 1956 einsetzende Kritik auch in der BRD vernommen und sowohl politisch als auch ideologisch ausgeschlachtet wurde, zeigen uns verschiedene, in Zeitschriften verstreute Arbeiten; es genüge jetzt, den mit der wohlfeilen For-

mel »Haut den Lukács. Der ungarische Theoretiker als Ausbund des 'Revisionismus'« schon 1958 von Gerhard Zwerenz im »SBZ-Archiv«, Nr. 9, S. 348-353 veröffentlichten Kommentar zu erwähnen. Immerhin war Lukács' 70. Geburtstag, der 1955 in der DDR noch mit einer Festschrift und mehreren Beiträgen und Ehrungen⁸ gefeiert wurde, hierzulande kaum vermerkt worden⁹. Dieses Desinteresse sollte sich aber sehr schnell ändern.

Als Peter Christian Ludz, der später einer der Hauptvermittler des Denkens und des Werkes Georg Lukács' in der BRD werden sollte, 1956 in Berlin über den Ideologiebegriff beim jungen Marx »und seine Fortentwicklung im Denken von Georg Lukács und Karl Mannheim« promovierte, war die Verbindung Hegel-junger Marx-Lukács von brandneuer, dafür aber umso zukunftsträchtiger Aktualität. Aus dieser Verbindung sollten dann zwei verschiedene Strömungen hervorgehen, die antimarxistische der liberalen oder konfessionell gebundenen »Marxologen« und die der marxistischen Intellektuellen (Philosophen, Politologen, Literaturwissenschaftler, Soziologen). Lukács stand dabei gleich zweimal Patz, und sein Einfluß wurde von da an immer größer, bis er zwischen 1965 und 1975 eine wirklich beherrschende Rolle erreichte. Hans Heinz Holz hat mit Recht bemerkt¹⁰, daß Lukács die unvermeidliche Brücke zum Marxismus für viele junge westdeutsche Philosophen in diesen Jahren war. Es waren aber hauptsächlich Lukács' literaturtheoretische Schriften, die nach Holz' Meinung sowohl ein Vehikel der Reflexion über die Aneignung des klassischen Erbes als auch die »Paradigmata für die objektive Dialektik der Realverhältnisse und für die dialektische Erkenntnismethode« lieferten und so »zu einer Schule des dialektischen Umgangs mit geschichtlichen Gegebenheiten« wurden¹¹. Holz weist auch darauf hin, daß die Rezeption Lukács' in der BRD eher über die antifaschistischen Schriften der 30er und 40er Jahre als (wie etwa in Frankreich oder Italien) über die philosophischen Schriften der frühen Jahre lief. Unsrer Meinung nach gilt dies nur bis zum Ausbruch der Studentenbewegung und der epigonalen Frankfurter Schule, die aus »Geschichte und Klassenbewußtsein« ein obligates Lehrbuch und fast einen Kultgegenstand machen sollten. Daß die Unterschiede zwischen der französischen und italienischen Lukács-Rezeption einerseits und der bundesrepublikanischen andererseits die Folge von sehr konkreten soziohistorischen Faktoren waren, braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Für den bundesrepublikanischen Leser kann vielleicht von Interesse sein zu erfahren, daß die erste französische Übersetzung von »Geschichte und Klassenbewußtsein«, die von Lukács nicht autorisiert wurde und als Raubdruck gelten darf, 1960 in »Les Editions de Minuit« erschien. In seinem Vorwort nennt Kostas Axelos, der seit 1957 dieses »livre maudit du marxisme« stückweise dem französischen Publikum zugänglich gemacht hatte¹², die »Zerstörung der Vernunft« ein »bedauerliches« Buch (*regrettable*) und eine »hommage 'philosophique' au génie de Staline« (S. 3). Trotz aller grundlegenden Unterschiede zwischen der französischen und der bundesrepublikanischen Rezeption des Philosophen Lukács wird sein Buch von 1923 mit ähnlichen Zielsetzungen und von Intellektuellen derselben ideologischen Richtung aktualisiert. Die Zeit des »Lukács-Boom« setzt auch in der BRD mit seiner Neuentdeckung und Funktionalisierung als Philosoph ein; die Überwindung der verdinglichten, erstarrten Formen des dogmati-

schen Marxismus bedient sich jetzt der idealistischen, subjektivistischen Denkkategorien einer hegelianisierenden Dialektik und setzt sie prompt in den Dienst der Modebegriffe der Stunde: Antidogmatismus, Emanzipation, Erkenntnis als primäres Interesse, Basisdemokratie, Antiautoritarismus, Befreiung der Subjektivität und der spontanen Gefühle, Bekämpfung des Marxismus als »Legitimationswissenschaft«, Rückbesinnung auf die Bedürfnisse des Individuums, Integration (wenn nicht Oberherrschaft) des individuellen Lustprinzips. Daß die ästhetische Theorie und die literaturtheoretischen Überlegungen von Lukács immer noch starr an Grundprinzipien festhielten, die man sonst leicht als »dogmatisch« und »verdinglicht« hätte abtun können, schien seine Schüler wenig zu stören; hatten sie doch gerade in »Geschichte und Klassenbewußtsein« sozusagen das apokryphe Evangelium der freischwebenden subjektiven Dialektik und den *numerus aureus* für die ersehnte »Rekonstruktion« des historischen Materialismus gefunden. Lukács blieb also bei seiner Rezeption in der BRD auch eine gespaltene Gestalt: diejenigen, die ihn als Literaturtheoretiker bekämpften, brauchten nicht unbedingt sein politisches Credo oder seine frühe philosophische Haltung zu teilen (so z. B. Th. W. Adorno, dessen herablassender, fast denunziatorischer Aufsatz gegen Lukács, »Erpreßte Versöhnung«, 1961 erschien), konnten es aber aus anderen Gründen sehr wohl tun. So wird Lukács' Realismus-Theorie und seine Ausarbeitung der Widerspiegelungsthese von allen »unorthodoxen« Linken verworfen, die Brechts Position vertreten und wiederum den Lukács von »Geschichte und Klassenbewußtsein« nicht nur verehren, sondern von dem späteren, »stalinistischen« Lukács verraten sehen¹³. Andererseits sind die Marxisten-Leninisten, die die Grundthesen von Lukács' Ästhetik und Kunsttheorie mit einigen Korrekturen akzeptieren, die schärfsten Kritiker seiner hegelianisierenden Interpretation des Marxismus in dem Buch von 1923. So wird die Lukács-Rezeption in der BRD von Anfang an eine in sich selbst widersprüchliche und gespaltene, wie ihr Gegenstand es auch war.

Das Aufkommen der jugoslawischen »Praxis«-Gruppe gerade in diesen Jahren, deren Mitglieder häufig idealistische und revisionistische Thesen vertraten, und sich dabei auf die Linie Lukács-Korsch bezogen, rückte deren Rezeption in ein besonderes Licht. Bürgerliche Verleger sorgten dafür, daß fast alle Schriften der »Praxis«-Philosophen sofort ins Deutsche übersetzt wurden; ebenfalls stark verbreitet war damals das Werk eines anderen Lukács-Schülers, nämlich Lucien Goldmanns, der als wichtiger Vermittler der literaturtheoretischen Thesen des ungarischen Meisters gelten darf. Wir dürfen zuletzt noch einmal auf die Tatsache hinweisen, daß es zuerst die rechten »Marxologen« waren, welche das Denken Lukács' in der klaren Absicht thematisierten, den Marxismus-Leninismus zu bekämpfen¹⁴. Alles in allem strömten also viele verschiedene Richtungen, spielten viele Faktoren zusammen, um der Lukács-Rezeption in der BRD ihre besondere Prägung zu verleihen.

*

Cesarc Cases hat bemerkt¹⁵, daß die Lukács-Rezeption Anfang der 60er Jahre mit voller Kraft einsetzte. Aber schon einige Jahre vorher war die

bundesrepublikanische Öffentlichkeit auf den in Ungarn gerade von seinen offiziellen Posten in Politik und Lehre verdrängten Lukács aufmerksam geworden, wobei die publizistische Tätigkeit von einigen nach 1956 ins Exil gegangenen ungarischen Philosophen stark dazu beitrug, die Lukács-Debatte von 1959 und die sogenannte Revisionismus-Debatte in der BRD bekannt zu machen bzw. anzufachen¹⁶.

Daß Lukács aber etwas mehr als ein gerade in Konflikt mit den kommunistischen Parteien geratener Literaturtheoretiker war, beweist die Tatsache, daß der Verlag Luchterhand (fraglos der wichtigste Vermittler Lukács' in der BRD) schon 1958 die Entscheidung traf, nach und nach alle Werke des ungarischen Philosophen den bundesrepublikanischen Lesern zugänglich zu machen. So erscheinen die »Schriften zur Literatursoziologie« schon 1961, »Die Zerstörung der Vernunft« 1962, die »Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur« 1963¹⁷.

Zu den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der Lukács-Rezeption in der BRD gehört zweifellos die Veröffentlichung der »Festschrift zum 80. Geburtstag« (Luchterhand, Neuwied 1965), ein Buch, in dem die Marxisten eine verschwindend kleine Zahl der Autoren ausmachen, die Marxologen und — um es neutral auszudrücken — »undogmatischen« Linken dagegen in einer kritischen Würdigung Lukács' wetteifern, die gleichzeitig eine würdige Kritik sein will. Neben einigen Namen von Rang und Wert, besonders auf den strikten Fachgebieten, bildet der Autorenkranz ein ziemlich genaues Bild dessen, was man die Herolde Lukács' in der BRD nennen könnte, läßt man den Kreis des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes vorerst beiseite. Der Leser der Festschrift wird jedenfalls darauf aufmerksam gemacht, daß einige Gelehrte aus der Sowjetunion und der Deutschen Demokratischen Republik wohl hätten in dem Buch vertreten sein wollen, es aber nicht konnten.

Das Jahr 1970 sollte dann die erste offizielle Ehrung Lukács' in der BRD mit sich bringen. Georg Lukács, der im Mai dieses Jahres von den »Spiegel«-Mitarbeitern Fritjof Meyer und Dieter Brumm interviewt worden war und dabei nicht nur über die Notwendigkeit von Reformen im realen Sozialismus und von einer Neuordnung der Gewerkschaften, sondern auch von der Unvermeidlichkeit des Rätesystems gesprochen hatte, nimmt am 28. August in Frankfurt/Main den Goethe-Preis der Stadt entgegen. Die Verleihung des Preises löst eine neue Welle der Beschäftigung mit ihm aus. Der Philosoph, der am 10. April noch behauptet hatte: »Der schlechteste Sozialismus ist besser als der beste Kapitalismus«, scheint in der BRD definitiv integriert zu sein, trotz einiger wütender (und, wie im Falle Hans Egon Holthusens auch unwürdiger) Attacken der Konservativen. Sein Tod am 4. Juni 1971 fällt mitten in die hitzige Diskussion um den theoretischen Revisionismus, um die Wiederbelebung hegelianischer Positionen innerhalb des Marxismus (1970 erschien in »Neues Forum« 17, S. 201-202 ein Gespräch zwischen Lukács und drei Belgrader Gästen mit dem Titel: »Nach Hegel nichts Neues«) und um die Strategie der staatstragenden Kommunistischen Parteien. Selbstverständlich spielte dabei die komplexe Figur Georg Lukács' eine zentrale Rolle. Auf ihn beriefen sich unentwegt all diejenigen, die sich Luxemburgisten, Linkskommunisten, Rätedemokraten oder demokratische Sozialisten nannten, zuletzt auch die »Eurokommunisten«. Das

Abklingen bzw. Verschwinden der Studentenbewegung und ihrer besonderen Beziehung zu Lukács fand den Ausgleich in einer Reihe von reiferen monographisch oder umfassend vorgehenden Arbeiten über Lukács¹⁸. Ebenfalls zur Aufrechterhaltung seiner Bedeutung in der philosophischen Diskussion trug seit Anfang der 70er Jahre, und ganz besonders ab 1975, die von den Verlagen Suhrkamp und VSA übernommene Verbreitung der Werke von Autoren der »Budapester Schule«, allen voran Agnes Heller¹⁹ bei.

In den letzten Jahren scheint die teilweise turbulente Lukács-Rezeption in der BRD etwas ruhiger zu werden. Vielleicht trägt zu dieser Entwicklung nicht nur ein gewisser Grad an Sättigung (Lukács fängt sozusagen an, aus der Mode zu kommen) bei, sondern auch die neue Haltung in der DDR, die ihrerseits eine Reaktion auf die veränderte Lage der Lukács-Kritik und -Einschätzung in Ungarn ist.

Noch vor wenigen Jahren wurde Lukács in der DDR scharf kritisiert, und zwar mit der alten Argumentation der späten 50er Jahre. Michael Hagen²⁰ sieht in ihm und in Karl Korsch, zweifellos mit Recht, zwei Hauptvertreter idealistisch-neuhegelscher Thesen, und Robert Steigerwald²¹, in eher agitatorischer denn rein wissenschaftlicher Absicht, kritisiert Lukács als einen Denker, der »niemals wirklich konsequenter Materialist geworden ist«²². Die Tendenz scheint aber langsam in andere Bahnen gelenkt zu werden. Angeregt vielleicht von der Wandlung der Einschätzung Lukács' in Ungarn, wo eine Art »nationale Renaissance« des Philosophen vor sich geht, erlebt auch die DDR eine neue Etappe der Auseinandersetzung mit ihm.

Wenn die Kritik immer noch entschieden ist, so fehlt jetzt der alte polemische Ton des Anathems; Lukács wird mit kritischem Respekt behandelt²³, seine Werke werden wieder aufgelegt. Diese Wiederbelebung Lukács' in der DDR ist zum großen Teil ein Verdienst des Literaturwissenschaftlers Werner Mittenzwei, der schon 1975 den wichtigen Band »Dialog und Kontroverse mit Georg Lukács« (Reclam jun. Leipzig) und zwei Jahre später eine Sammlung von literaturtheoretischen Schriften Lukács' herausgegeben hat. Der »Brechtianer« Mittenzwei berührt zwar nicht direkt die heiklen philosophischen Thesen Lukács', braucht sie also auch nicht *expressis verbis* zu kritisieren. Die Tatsache aber, daß es jetzt wieder möglich ist, über Lukács' ästhetische und literaturtheoretische Werke objektiv zu diskutieren, muß wohl als eine positiv zu wertende Entwicklung betrachtet werden, besonders wenn man an Zeiten denkt, in denen man z. B. schreiben konnte, »daß Lukács *unsere* Literatur dort, wo sie als sozialistische Kampfliteratur auftritt, *politisch ablehnt*«²⁴, und zwar in einer Ablehnung, die »außerdem (!) ästhetisch motiviert wird« (ebda.). Es bleibt zu hoffen, daß eine gerechte, objektive Würdigung des Denkers Lukács den klaren Blick für die gefährlichen Aspekte seiner politischen und ideologischen Grundpositionen behält, und zwar ein für allemal über opportunistische Erwägungen kurzsichtig-taktischer Natur oder nationalistisch-patriotischen Charakters hinweg. Daß die neue Wende in der Lukács-Rezeption sowohl in Ungarn als auch in der DDR die weitere Rezeption in der Bundesrepublik beeinflussen wird, scheint uns fraglos zu sein. Nicht nur die Permeabilität der kulturellen Grenzen ist größer geworden, auch die Fronten der Diskus-

sion sind flexibler und offener, die starre Fixierung auf Positionen und Gegenpositionen kann heute etwas gelockert werden. Nach der zum Teil ermüdenden Diskussion um Lukács' idealistische Dialektik und deren theoretischen Mißbrauch von Seiten der undogmatischen, anarchoiden oder sozialdemokratischen Linken, aber auch nach der Zeit der fulminanten Verdicts und der administrativen Verurteilungen wäre sehr zu hoffen, daß die künftige Lektüre des Werkes von Lukács — von dem ein nicht gerade kleiner Teil immer noch seiner Erstveröffentlichung harrt — eine ruhige, kritische und objektive werden kann.

*

Wir möchten diese Betrachtungen mit einer kurzen Darstellung des unseres Erachtens intensivsten, polemischsten und auch eigenwilligsten Kapitels der Lukács-Rezeption in der BRD abschließen: die der Studentenbewegung der 60er und 70er Jahre, der sogenannten »außerparlamentarischen Opposition«, der antiautoritären Linken und der letzten Vertreter der Frankfurter Schule.

Die durch Th. W. Adorno angespornte, aber auch ohne ihn um 1960 einsetzende Aktualisierung Hegels und des Interesses für die dialektische Methode, paarte sich mit einer eruptiv erfolgenden Rezeption Lenins und Rosa Luxemburgs, aber auch, selbstverständlich, Marx' und Engels'. Eine junge Generation von Intellektuellen und Studenten artikulierte eine äußerst komplexe Mischung aus linksradikalem Utopismus, individualistischem Revoluzzertum, persönlicher und kollektiver Frustrationen und Abscheu vor einem satten, autoritären und banalen Kapitalismus mit konservativ-patriarchalischem Einschlag in einer politischen und intellektuellen Bewegung, die — weil sie nicht die Bewegung der Arbeiter- und Bauernmassen war, sondern die der frustrierten Schichten der Bourgeoisie — sehr bald anarchistisch-individualistische Züge annahm.

Erich Hahn hat zweifellos recht, wenn er sagt, daß gerade die Lukács-Rezeption besonders relevant bei der »Wiederbelebung von Spontaneitätsauffassungen und bei der Entwicklung kleinbürgerlicher bzw. revisionistischer Konzeptionen« war, und zwar weil sie »die reale Widersprüchlichkeit und Dialektik des Klassenkampfes in verzerrter Form widerspiegeln und aus dem Zurückweichen vor den Schwierigkeiten der praktischen Organisierung des Kampfes der Arbeiterklasse sowie vor dem Druck der bürgerlichen Ideologie subjektivistische Scheinausweise postulieren...«²⁵. Anders gesagt: bei der damaligen Lukács-Rezeption ging es im Grunde um den Leninismus.

Dieser Kernpunkt der ganzen ideologischen Diskussion um den Marxismus bildet auch die offene oder verkappte Referenz für die Wiederbelebung der subjektiv-idealistischen Dialektik, für die Ablehnung des dialektischen Materialismus als Teil einer »positivistischen Legitimationswissenschaft«, für die Fixierung auf Grundbegriffe der Hegelschen Logik wie Totalität und Vermittlung und, natürlich, für die Kritik am realen Sozialismus und die Verherrlichung spontaneistischer, populistischer und utopistischer Aktionsprogramme.

Unter diesen Umständen scheint es fast unvermeidlich, daß Lukács als

verschüttete, aber schier unerschöpfliche Quelle von Philosophem wiederaufdeckt wurde, und daß auch in diesen Jahren eine sehr intensive Rezeption von Karl Korsch, einer mißverstandenen Rosa Luxemburg und aller marxistischen Theoretiker der 20er und der 30er Jahre, die irgendwie mit den Kommunistischen Parteien in Konflikt geraten waren, einsetzte.

Für diese »gauche divine«, und insbesondere für die Studentenbewegung, war an erster Stelle Lukács' Partei- und Organisationstheorie von Bedeutung, während sie die idealistischen Aspekte seiner frühen Arbeiten sehr wohl erkannten und auch kritisierten²⁶. Hier besteht vielleicht der verblüffendste Aspekt dieser Rezeption: Lukács wurde in einem Atemzug ausgeplündert und verworfen. In »Geschichte und Klassenbewußtsein« glaubte man, das goldene Band zwischen Theorie und Revolution gefunden zu haben, gleichzeitig aber übte man eine scharfe Kritik an jeglichem (und häufig auch am falschen) Revisionismus. Man will die Formen des »verdinglichten Bewußtseins« bekämpfen, und man wirft Knüppel zwischen die Beine der organisierten, disziplinierten Arbeiterbewegung. Die notwendige Überwindung des Stalinismus, von Lukács selbst thematisiert und emphatisch-bescheiden internalisiert, führt zu einer Wucherung aller Formen des anarchistischen Spontaneismus und infolgedessen zu einer Ablehnung der realgewordenen Formen der staatlich-politischen Macht der Arbeiterklasse. Gegen sie und gegen die erstarren, dogmatischen und sakralisierten Formalismen des Marxismus als »Legitimationswissenschaft« wollen sie eben diesen Marxismus, oder besser gesagt, nur den Teil desselben, den man historischen Materialismus nennt, »rekonstruieren«. Der Seminar-Marxismus jener Jahre will in dem Marxismus ausschließlich eine Theorie der Gesellschaft, eine Methodologie der sozialen Umwälzung und eine Soziologie der Revolution sehen, lehnt den dialektischen Materialismus als Engels'sche und Leninsche Entartung der reinen Lehre von Marx ab, und findet bei Lukács gerade in diesem Punkt einen Mentor, ja den Meister schlechthin. Nur er und Karl Korsch konnten das notwendige kategoriale Instrumentarium liefern, um eine »philosophische« Begründung des Marxismus zu erreichen, die die Übermacht der kapitalistischen Verhältnisse in Staat und Gesellschaft *theoretisch* kompensieren sollte.

Wichtige Schritte der Lukács-Entdeckung und -Rezeption waren unter anderen die Wiederaufnahme der Marxismus-Diskussion innerhalb des SDS (ein prominentes Mitglied sprach damals von der »Rehabilitierung des Marxismus durch die SDS-Linie«) und die ziemlich frühe Verbreitung der Schriften Leo Koflers, dessen Buch »Geschichte und Dialektik« schon 1955 erschienen war und dem die jungen Theoretiker des SDS viele Impulse verdanken²⁷. Die darin enthaltenen Hinweise auf Lukács »livre maudit« von 1923 fielen auf einen fruchtbaren Boden. Noch im Jahre 1962 war es praktisch unmöglich, ein einziges Exemplar von »Geschichte und Klassenbewußtsein« aufzutreiben, nicht einmal in öffentlichen Büchereien oder Universitätsbibliotheken. Das Exemplar der Universitätsbibliothek Münster i. Westfalen (das Buch gehörte der »Bibliothek Steinbüchel«) war fast zweieinhalb Jahre lang ständig ausgeliehen. Erst 1965 gelang es einer Gruppe von Assistenten und Studenten, dieses Exemplar zu bekommen und 25 Xerokopien anzufertigen, die an ebensoviele »Abonnenten« verkauft wurden. Wenig später erschien auf dem (illegalen) Markt die erste (»rote«)

Raubdruckausgabe des Buches, diesmal mit Sicherheit in einer viel größeren »Auflage«. 1967 kam dann die zweite, die »schwarze« Ausgabe im Verlag De Munter, Amsterdam, der sich auf die Autoren der Frankfurter Schule und auf die Werke Wilhelm Reichs spezialisiert hatte, heraus.

Lukács' Buch wurde von den linken Studenten buchstäblich verschlungen. Es waren insbesondere seine Überlegungen im Kapitel »Methodisches zur Organisationsfrage«, welche der Frankfurter SDS-Gruppe im Wintersemester 1967-68 als theoretische Arbeits- und Diskussionsunterlage dienten und so zur Organisation der Frankfurter Hochschulrevolte in erheblichem Maße beitrugen. Lukács' Analysen über den Marxismus als Methodo, über Rosa Luxemburg, über die Verdinglichung, wurden zum Mittelpunkt unzähliger Seminare, Diskussionen und Tagungen. Deswegen konnte einer der profiliertesten SDS-Köpfe 1969 sagen: »Die Aktualität von Lukács' 'Geschichte und Klassenbewußtsein', auch für die Rezeption der politischen Protestbewegungen in Westeuropa, liegt in der Aufdeckung der durch die II. Internationale verschütteten emanzipativen Subjektivitätsdimension des Marxismus«²⁸. Damit hätten wir einige der Schlüsselbegriffe jener Jahre vor Augen und vielleicht auch die Erklärung der Lukács-Rezeption in der BRD als logische Konsequenz der spezifischen ideologischen, politischen und gesellschaftlichen Lage des Landes. Hans Jürgen Krahl spricht aber sicher im Namen aller »linken« Studenten jener Zeit, wenn er seine eigene Version des Phänomens anbietet: es ist »die Ideologiekritik der 'zweiten Natur' und die Relevanz von Bewußtsein und Willen des selbständigen Proletariats in der Herbeiführung der Revolution«, sagt er, was »die revolutionsthoreatische Bedeutsamkeit des Frühwerks von Georg Lukács« ausmacht²⁹. *Quod erat demonstrandum.*

1 So z. B. in dem »Humanismus-Brief« von 1947.

2 Der erste, der diesen zukunftssträchtigen Begriff in die Diskussion warf, war Maurice Merleau-Ponty, s. »Les aventures de la dialectique« (Paris 1955, dt. 1968), 2. Kapitel.

3 S. »Mésaventures de l'anti-marxisme. Les malheurs de M. Merleau-Ponty«, Par R. Corraudy, G. Cogniot, M. Caveling, J.-T. Desanti, J. Kamara, V. Leduc, H. Lefèuvre. Avec une lettre de Georg Lukács. Paris, Éditions Sociales (Série Problèmes), 1956.

4 Vgl. »Die deutsche Philosophie nach 1945« (Autorenkollektiv), VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1961, besonders die S. 103-106.

5 Wobei Bloch bei weitem nicht so gefährlich erschien wie Lukács, war sein Einfluß doch tatsächlich viel kleiner und die Zahl seiner Anhänger viel reduzierter. Bloch wurde trotzdem als einfliegender Verbreiter der Lehren von Lukács (1), Wolfgang Harich, bis dahin Chefredakteur der DZJPh, als dessen praktischer Lehrer verurteilt (s. »Die deutsche Philosophie nach 1945«, loc. cit. S. 103).

6 So z. B. in »Einheit« und in der DZJPh, aber auch in »Neues Deutschland« und in der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaften«. Am schärfsten vielleicht: DZJPh, Nr. 3, 1956. Äußerst informativ ist die Dissertation von Detlef Glowka, »Georg Lukács im Spiegel der Kritik. Die Interpretation des Lukács'schen Denkens in Deutschland 1945-1965« (Berlin 1968).

7 »Georg Lukács und der Revisionismus. Eine Sammlung von Aufsätze«, Aufbau Verlag, Berlin 1960. Das Buch ist vor kurzem in reprintschem Nachdruck wieder verlegt worden (Verlag für Kultur und Politik, Reihe Das Arsenal, Berlin-West 1977).

8 S. »Georg Lukács zum siebzigsten Geburtstag«, Berlin 1955, und auch: »Aufbaut«, Nr. 11 (1955), S. 360-363, mit Beiträgen von Anna Seghers, Thomas Mann und Béla Fógarasi. Auch W. Harich in »Neue Deutsche Literatur«, Nr. 3 (1955), S. 96-100.

9 Max Bense würdigte als einziger den ungarischen Jubilar, vgl. »Georg Lukács zum 70. Geburtstag«, in: »Augenblick, Aesthetica, Philosophica, Polemica«, Nr. 1 (1955), S. 24 bis 36.

10 Vgl. »Die Verteidigung des Elfenleuteurmes. 30 Jahre Philosophie in der BRD (II)«, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, Nr. 11/1979, Köln (S. 1376).

11 Ebda.

12 Er veröffentlichte zuerst eine französische Übersetzung des ersten Kapitels von »Geschichte und Klassenbewußtsein« in »Arguments«, Nr. 3 (April-Mai 1957). Zwei weitere Kapitel erschienen in den Nummern 5 und 11 dieser Zeitschrift. Kostas Axelos gibt unverblümt zu, er hätte jede Verantwortung »contre vents et marées« auf sich genommen, um diese unautorisierte (und deswegen auch illegale) Publikation des Textes von 1923 durchzusetzen.

13 Die berühmte Brecht-Lukács-Debatte der frühen 30er Jahre wurde in verschiedenen Zeitschriften (»Alternatives«, Nr. 67/68 und 84/85, o.D. »Das Argument« und anderen) wieder aktualisiert.

14 Zu den ersten gehört wohl Irmgard Fetscher, die schon 1960 auf den Philosophen Lukács hingewiesen hat, s. »Das Verhältnis des Marxismus zu Hegel«, in: »Marxismusstudien«, 3. Folge, Tübingen 1960, S. 102.

15 Vgl. Cesare Caso, »Einleitung«, »Uhrstück Lukács«, hrsg. von Jutta Matzner, Suhrkamp Frankfurt/Main 1974, S. 32.

16 Man denke an Nanteu wie u.a. T. Áczel, T. Mérá, I. Mészáros, T. Hanák, Fejtő, Borbándi usw.

17 Vgl. auch die »Bausisinterne« Mitteilungen des Luchterhand Verlages (ad lectores), in denen immer wieder auf Lukács aufmerksam gemacht wird, bes. die Nr. 1 (1965), 8 (1969) und 10 (1970), anlässlich der Verleihung des Goethe-Preises der Stadt Frankfurt/Main.

18 Außerdem oben zitiertes Buch »Lehrstück Lukács« erschien auch 1974 Jörg Kammlers »Politische Theorie von Georg Lukács« (Luchterhand, Soziologische Texte 94, Darmstadt/Neuwied); 1975 gab ein Autorenkollektiv das wichtige Buch »Georg Lukács, Verdinglichung und Klassenbewußtsein«, VSA, Berlin-West, heraus; 1976 erschien das Buch von Nina Grunberg »Bürger und Revolutionär. Georg Lukács 1918-1928«, Europäische Verlagsanstalt, Köln/Frankfurt; 1977 veröffentlichte Ursula Apitzsch »Gesellschaftstheorie und Ästhetik bei Georg Lukács bis 1938«, Frommann-Holzboog, Stuttgart/Bad Cannstatt; auch das Buch »Idéologie als Utopie. Der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken'«, von Rafael de la Vega (Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft, Marburg 1977) ist eine, wenn auch nicht direkte, Auseinandersetzung mit Lukács. Das Jahr 1978 brachte unter anderem »Der Streit mit Georg Lukács«, hrsg. von Hans-Jürgen Schmitt (Suhrkamp, Frankfurt); Arnold Hausers »Im Gespräch mit Georg Lukács« (C. H. Beck, München) und »Betr. i. Lukács. Dialektik zwischen Idealismus und Proletarismus«, hrsg. von Georg Ahrweiler (Pahl-Rugenstein, Köln), das vielfach die letzte Abrechnung mit Lukács im alten Stile sein könnte.

19 Von Agnes Heller sind mehrere Werke ins Deutsche übersetzt worden (Suhrkamp bzw. VSA-Verlag). Der »Budapest Schulen widmet ebenfalls Suhrkamp den Band 545 der alten »edition suhrkamp« (»Individual und Praxis. Positionen der 'Budapest Schulen'«, Frankfurt/Main 1975), und der Merve Verlag Berlin die Bände 45 und 53 der Reihe Internationale Marxistische Diskussion (»Die Neue Linke in Ungarn«, von A. Hegedűs, M. Vajda o.ä., Berlin 1974 bzw. 1976).

20 Vgl. M. Hagen, »Der 'westliche' Marxismus — eine antikommunistische Variante bürgerlicher Ideologie«, in: DZJPh, Nr. 6/1975, S. 784-799.

21 Vgl. R. Steigerwald, »Der geheime Kampf im Werk von Georg Lukács«, in: »Revolution der Denkart oder Denkart der Revolution. Beiträge zur Philosophie Immanuel Kants«, hrsg. von M. Bühr und T. J. Oisserman, Akademie-Verlag Berlin 1976, S. 349-358. In demselben Band kritisiert auch András Gedó den Lukács'schen Versuch einer »Ontologisierung« des Marxismus (ebda., S. 286 ff.) als einen Rückgriff zu Hartmanns und Kantschen Positionen. Wenn R. Steigerwalds Beitrag sowohl inhaltlich als auch formal auf der Ebene der alten Polemik aus den späten 50er Jahren verhaftet bleibt, so ist die Kritik von Gedó und von Hagen wohl differenzierter, wenn auch sie ebenfalls auf dem Revisionismus- bzw. Idealismus-Vorwurf gründen.

22 R. Steigerwald, a.a.O., S. 357.

23 Vgl. z. B. Peter Ruben/Camilla Warnke, »Arbeit — Telosrealisation oder Selbsterzeugung der menschlichen Gattung? Bemerkungen zu Georg Lukács' Konzept der 'Ontologie des gesellschaftlichen Seins'«, in: DZJPh, 1/1979, S. 20-30. Zehn Jahre früher war der Ton der Kritik ein ganz anderer: man lese in derselben DZJPh (1/1/1969, S. 1310 ff.), W. R. Beyers Beitrag »Marxistische Ontologie« — eine Modeschöpfung des Idealismus», aber auch etwas später: ders. »Zaurilverformel 'Gesellschaftsontologie'« (in: »Marxistische Blätter«, 6/1974, S. 77-89).

24 So Hans Koch, »Politik, Literaturwissenschaft und die Position von Georg Lukács«, in: »Philosophische Probleme der revolutionären Praxis«, Taschenbuchreihe Unser Weltbild, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1959, S. 84. Der Artikel von Koch erschien zuerst in »Einheit«, dem theoretischen Organ des ZK der SED. (Die Hervorhebungen sind von H. Koch).

25 Vgl. Erich Hahn, »Materialistische Dialektik und Klassenbewußtsein«, Frankfurt/Main 1974, S. 130.

26 Vgl. Cerutti/Claussen/Krahl/Negrí/Schmidt, »Geschichte und Klassenbewußtsein heute«, De Munter, Amsterdam (Schwarze Reihe, Nr. 12), 1971, besonders die dem Buch vorangestellte Diskussion. Eine nicht näher bekannte Gruppe, die sich Marxismus-Kollektiv nannte, gab in einem 1969 edierten Bändchen unter dem Titel »Lukács-Debatte. Philosophie und Revolution«, die alten Aufsätze, Beiträge und Kritiken aus den 20er Jahren von J. Révai, L. Rudas, A. Deborin und E. Bloch heraus.

27 Wir denken z. B. an die beiden zu früh verstorbenen: Michael Hauke, dessen Buch über »Die Klassentheorie von Marx und Engels« 1971 erschien (EVA, Frankfurt) und Hans-Jürgen Krahl. Hauke starb in Berlin 1962, Krahl im Februar 1970.

28 Vgl. H. J. Krahl, »Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution«, Verlag Neue Kritik, Frankfurt 1971, S. 200.

29 Ebda., S. 12.

Vor dem Rücken der Avantgarde

»Niemals zuvor war im Bereich der sozialistischen Kultur strategisches Denken so dringend gefragt, niemals zuvor waren künstlerische und theoretische Entwürfe so eng miteinander verknüpft, die Mobilisierung aller Ideen und Werte eine solche Notwendigkeit. Gegen die Sprachlosigkeit und das kurzschnellige Handeln die Stimme erheben, gegen die Resignation das Risiko neuer Hoffnung eingehen, das öffentliche Gespräch lebendig machen, das Verhältnis von Kunst und Arbeiterklasse als Grundproblem unseres Realismus überdenken — das alles hat mit einer Verantwortung zu tun, die gerade dieser Akademie gut zu Gesicht steht.« Mit solcherart fast apokalyptischer Sorgen leitet Robert Weimann, einer der Vizepräsidenten der Akademie der Künste der DDR und angesehener Literaturwissenschaftler, in der jüngsten Ausgabe der Literaturzeitschrift *Sinn und Form* (Sept./Okt. 84) einen umfangreichen Aufsatz ein: *REALITÄT UND REALISMUS, ÜBER KUNST UND THEORIE IN DIESER ZEIT*.

Im Vorwort des auch von Weimann zitierten Buchs, *Literarische Widerspiegelung — Geschichte und theoretische Dimension eines Problems*, aus dem Jahr 1981, notierte bereits Dieter Schlenstedt über eine der wichtigsten Kategorien sozialistischer Kultur: »Man sollte eigentlich annehmen, daß ein so zentraler Gedanke wie der von der Widerspiegelung in der Geschichte der marxistischen Theorie längst einen verbindlichen Sinn erlangt hätte. Das aber ist nicht der Fall.«

In der nun öffentlicheren, auf eine Überprüfung der Bestände drängenden Diskussion, die nicht nur einem theoretischen Bedürfnis, sondern — in diesem Fall mag das große Wort am Platz sein — der Herausforderung durch die Manipulationspotentiale des Westens zu

verdanken ist, konstatierte Karin Hirndorf in den *Weimarer Beiträgen* (3/84) lapidar: »Lange haben wir unsere Kritik am 'Modernismus' begründet mit dessen Einfunktionierbarkeit in den Kunstbetrieb des Imperialismus, nun zeigt sich: Das gilt auch für den Realismus« (Realismus in der Diskussion).

Sehr direkte Erfahrungen innerhalb der eigenen Gesellschaft, der DDR, sowie die Kommunikationstechnologien und ihre versierte Nutzung auf der anderen Seite bestimmen die Vehemenz der neu entfachten Realismusdiskussion.

In der Juli-Ausgabe der *Weimarer Beiträge* (7/84) schrieb Weimann dazu (Wechselbeziehung als Kommunikation und Verkehrsform der Künste): »In ihrer massenmedialen Vermittlung erreicht die darstellende Kunst heute solche Springquellen der Bewußtseinsbildung, die in früheren Zeiten viel stärker der drucktechnischen Vervielfältigung, der bildlosen Sprache, dem didaktischen Text vorbehalten blieben. Die damit neu gegebene Möglichkeit zur Entfaltung beziehungsweise zur Unterdrückung von Demokratie und Weltanschauung weist gerade heute weit über den Umkreis einer bloß künstlerischen Kultur hinaus: Sie wird zu einer existentiellen Frage in dem Augenblick, wo die vermittelte bzw. verwehrte Einsicht in die Grundfragen unserer Zeit zu Handlungen beziehungsweise zu folgenschweren Unterlassungen im Handeln führt.« Dagegen helfe kein »Dementic« und keine »Nachrichtensperre«, keine »verspätete oder bloß didaktische« Richtigstellung, sondern ausschließlich »die überlegene, realistische Perspektive auf das komplexe Ganze des tatsächlichen gesellschaftlichen Erfahrungszusammenhangs. Sobald dabei ein bestimmter (etwa problematischer) Bereich oder Gegenstand

von Erfahrung ausgespart wird, bleibt er der anderen Seite überlassen, wird er von dieser besetzt. Neutrales Terrain gibt es im Gefilde der Darstellung sozialer Erfahrung nicht.« Diese überlegene realistische Perspektive aber ist noch zu erarbeiten, denn »ohne Zweifel ist der real existierende Abstand zwischen der Perspektive einer entfalteten Sinneskultur (oder, wie wir vor einigen Jahren sagten, zwischen der 'gebildeten Nation') auf der einen Seite und dem tatsächlichen Stand künstlerischer Sinnesbildung unter den Massen ganz erheblich« (Weimann).

Zu den hier benannten Defiziten hat Manfred Wekwerth, *Kultur und Gesellschaft* (11/84) Hinweise gegeben (Mühen der Ebenen): »Im 'Manifest' kann man nachlesen, daß die freie Assoziation der Werktätigen durch die Befreiung des einzelnen entsteht. Wir haben den Satz lange von hinten gelesen, wie Hermlin einmal sagte. Bei genauer Beobachtung erkennen wir, daß sich die Gesellschaft nur durch die Befreiung des einzelnen — im Sinne der Freisetzung seiner Eigenarten, seiner Unterschiede — weiterentwickeln wird. ... Was unsere eigene Geschichte betrifft, sollten wir nicht nur von den Resultaten sprechen, sondern von den wirklichen Verläufen. Wir müssen lernen, daß der Fehler kein Mangel ist, sondern ein Anzeichen von Bewegung, also revolutionärer Erfahrungen.« Und offenbar hält Wekwerth es aus gegebenem Anlaß für geboten, an eine alte Erkenntnis zu erinnern: »Die Darstellung negativer Erscheinungen muß keineswegs zu negativem Verhalten des Publikums führen.«

In seinem großen Aufsatz in *Sinn und Form* unternimmt es nun Robert Weimann, historisch und systematisch Probleme der Realismustheorie vorzustellen. Er verwirft einiges, was zum Selbstverständnis gehörte und holt ein paar Erkenntnisse ein, die in der Umgebung des Realismus bisher noch wenig goutiert wurden, von vielen mit scheuem Blick betrachtet werden.

Historisch benennt Weimann vier Sachverhalte, denen der Realismus alter Art — er spricht vom »wissenden selbstsicheren Habitus der klassischen Realitäten, der mit der Demut und Verbissenheit, der Trauer und der Hoffnung um die Condition humaine im Realismus unserer Zeit« kollidiert — nicht gerecht wird.

Es sind dies: Erstens die Gefahr des atomaren Weltkrieges. Dazu ist viel gesagt. Weimanns Stichwort: Realismus als Überlebensstrategie. Zweitens Realismus als Internationalismus. Die eurazentratisch nicht zu begreifende Wirklichkeit der Dritten Welt korrigierte hergebrachte Humanismusvorstellungen. »Wenn gerade die nationalistische Gesinnung in der Kunst heute aus neuen und umfassenden Traditionen schöpft, so muß man auch das europäische Erbe des klassisch bürgerlichen Realismus und Humanismus auf seine weltgeschichtliche Stellung neu begründen.« Ebenfalls relativiert Weimann die bis zu Brecht, darin kritisierte er ihn, geltenden »philosophischen Prämissen eines Bacon, Descartes oder auch Hegel. Brecht, so heißt es an anderer Stelle, »zitiert (in der Radiotheorie, T.N.) den philosophischen Ahnherrn neuzeitlicher Technologie ganz naiv, ohne Gespür dafür, daß es neuerdings auch unrealistisch sein kann, stets und überall die treibenden Kräfte in Bewegung zu setzen.«

Drittens sieht Weimann Veränderungen im »Realismus in unserem Land«, die bestimmt werden durch die »Gleichzeitigkeit (was das ist, wird nicht näher präzisiert, T.N.) in den Prozessen der sozialen Differenzierung und der sozialen Homogenisierung«. Also etwa den Gedanken nahekommend, die Wekwerth zu den »wirklichen Verläufen der eigenen Geschichte« anstelle.

Die vierte historische »Herausforderung« an den Realismus ist mit den Methoden gegeben, deren »grenzüberschreitenden Prinzipien postmoderner Ästhetik« man sich zu stellen habe. Hier

nennt Weimann an Hand von Zahlen das Problem sehr direkt: Im »Unterhaltungsbereich lebt selbst die DDR zu 58 Prozent, die Sowjetunion zu 68 Prozent und Ungarn sogar zu 98 Prozent aus westlichem Import.« Er stellt die Frage: »Was aber geschieht, wenn der technologische Fortschritt zu einem immer weiteren Vorsprung des Westens in der Kommunikationstheorie führt? Wenn über Satellit, mit Hilfe von Digitalsystem und Videokassette der durchschnittliche Verbraucher einem medienpolitischen Angebot ausgeliefert wird, das auch das letzte Stück Realismus durch sein sensationelles Gegenteil ersetzt?« Gegen die Gefahr, daß das »kollektive Gedächtnis der Menschheit in monopolistischen Privatbesitz gerät,« wiederholt er seine Warnung aus den *Weimarer Beiträgen*, daß Nachrichtensperre, Askese und dergleichen hilflos bleiben; daß der Realismus als »Ästhetik des Widerstands« die »positive und kritische Verarbeitung der eigenen und fremden Erfahrungen leisten« muß.

Systematisch geht Weimann davon aus, wie schon Schlenstedt u.a., daß »der eigentliche Realismuseffekt, die reale gesellschaftsbildende Wirksamkeit durch Kommunikation, (bisher) draußen blieb.« Der systematische, genauere logische Punkt einer zu erarbeitenden Realismustheorie, so ließe Weimann sich verstehen oder interpretieren, wird durch die Tatsache konstituiert, daß die Unterhaltungsindustrie, deren Trennung von sogenannter 'E'-Kunst und Kultur er für obsolet hält, »nicht nur Gesellschaft spiegeln, sondern gesellschaftliche Realitäten schaffen« könne.

Entschieden revidierte Weimann bereits in den *Weimarer Beiträgen* (7/84) den Optimismus Walter Benjamins, der auf die technische Reproduzierbarkeit der Kunst in Film und Fotographie die Hoffnung setzte, mit ihnen emanzipiere sich das Kunstwerk »erstmals in der Weltgeschichte von seinem parasitären

Dasein am Ritual«, werde öffentlich und demokratisch. Benjamin stehe hier im Kontext einer Technikbegeisterung, »wie sie etwa für den Futurismus und die russische Avantgarde der zwanziger Jahre charakteristisch ist, jedoch zum Jahrhundertende einen problematischen Beigeschmack hat«. Denn inzwischen habe sich gezeigt, daß die »massenmediale Kommunikation« zwar die Vergesellschaftung der Produktion und des gesamten Lebenszusammenhangs voraussetze, »jedoch trotz dieser Voraussetzung nicht notwendig und nicht im Selbstlauf einen kulturell-geistigen oder politisch-demokratischen Wertbildungsprozeß zur Folge« habe. Benjamin und andere, die seinen Optimismus teilten, sind der »klassisch-romantischen Illusion einer aufklärerisch-demokratischen Rationalität« erlegen. Immer wieder kommt Weimann auf den Punkt zurück, daß dieser Kunstbegriff »angesichts« »massenmedialer Kommunikationsprozesse« »völlig« versage. Die ihre Humanität im Fortschreiten des Wissens und des Erkennens ausbildende Persönlichkeit habe sich angesichts der Informationsflut überholt.

Wenn demnach Kommunikation einen solchen Eigenwert erhält, daß nicht mehr der Zuwachs an Erkenntnis, sondern Wertsetzungen im Akt des Kommunizierens bestimmt sind, das ist Weimanns These, stellt sich die Frage, wie solche Wertsetzungen erfolgen. Hier bleibt der Gedanke auffallend abstrakt. Es wäre z. B. zu klären, ob denn der klassisch-romantische Kunstbegriff nicht in diese nun als ungenügend empfundene Einseitigkeit erst hineingezwängt wurde — und zwar im Interesse des Realismus. Andersch z. B. hat das Lukács im Umgang mit Thomas Mann vorgeworfen (s. *Debatte* 3/84). Die stereotypen Schillerverehrungen in diesem Jahr begehen denselben Fehler. Vielleicht waren die »Humanisten« der Klassik viel weniger humanistisch als sie auf ihren — auch — sozialistischen Denkmälern verharren müssen.

Dennoch ist ein Problem zu erspüren, das nicht auf die DDR beschränkt ist. In der *Debatte* hat kürzlich Lucien Sève in gänzlich anderem Zusammenhang erklärt: »Wir müssen die Strategie der Volksfront heute kritisch überdenken.« Heute gelte es, »die Möglichkeiten auszuloten zum Aufbau des Sozialismus, nicht allein eine möglichst breite demokratische Sammlung zu erreichen. Es handelt sich um ein Problem, daß den revolutionären Charakter der Klasse erfordert. Der Schlüssel, um den Sozialismus zu erreichen, liegt im Kampf, im praktischen Kampf um die Klarheit über die Natur der revolutionären Entwicklung, die heute erforderlich ist. Eine Politik vom Typ der Volksfront kann aber heute nur Illusion säen über das jeweilige Bündnis.« Der revolutionäre Charakter also erschöpft sich nicht in der Verteidigung des Humanismus, sondern muß eigene »Werte« setzen. Das genau ist auch Weimanns Auffassung. Dazu sieht er Anstöße im Postmodernismus, der auch »uns unaufhaltsam in Praxis und Theorie erreicht«.

Der Postmodernismus, eine Absage an Avantgardefunktionen der Kunst, betreibt die »Dekonstruktion« bürgerlicher Wertbindungen im Kunstwerk, und ist darum »für eine moderne Weiterentwicklung des Realismusgedankens keinesfalls uninteressant«.

Diese Weiterentwicklung aber ist noch wenig gediehen. Der Rückgriff auf Foucault, Lacan, Derrida — Weimann führt sie als Theoretiker des Postmodernismus, genauer Poststrukturalismus an — demonstriert jedoch nebenbei anderes. Dieter Schlenstedt schrieb im zitierten Vorwort des Buches »Literarische Widerspiegelung«: »Nicht nur Marxisten sind berufen, über marxistische Gedankengänge zu urteilen. Marxismus ist keine Glaubenssache, keine Lehre für Eingeweihte. Als wis-

senschaftlich begründete Theorie steht er wissenschaftlichen Einwänden offen, woher sie auch kommen und von welchen Motiven sie getragen sind. Stellt es sich als notwendig heraus, hat sich die Kritik an diesen Motiven mit einer Weiterentwicklung der eigenen Theorie zu verbinden« (S. 12).

Robert Weimann hat das in seinem Aufsatz getan. Wenn auch noch entfernt von einer Realismustheorie, die alle benannten Defizite beseitigt, bewegt sich die Diskussion auf dem Niveau, das bestimmt werden könnte.

Die Erweiterung des ästhetischen Feldes, provoziert durch die ungeheure Wirkung der »massenmedialen Kommunikation«, korrigiert die Einseitigkeit in der Beziehung zwischen Kunst und Politik. Die Praxis der Massenmedien und ihrer Wirkung zeigt, daß aus den künstlerischen Dingen selbst die Notwendigkeit des Politischen folgt, gefolgt werden kann, statt umgekehrt. Diese Korrektur der Wirklichkeit in die Theorie aufzunehmen, das bedeutet, so könnte Weimanns Aufforderung verstanden werden, »gegen die Sprachlosigkeit und das kurzsinnige Handeln die Stimme zu erheben«.

In der jüngsten Ausgabe der *Weimarer Beiträge* (11/84) erhebt in dieser Absicht Stephan Hermlin seine Stimme (im Gespräch mit Silvia Schlenstedt): »Wenn es sich um Künstlerisches handelt, störte mich bei meinen Landsleuten das übermäßige Betonen des Politischen dort, wo es gar nichts zu suchen hatte. Da gibt es sicher eine größere Sympathie für die französische Haltung, die aus den künstlerischen Dingen selbst die Notwendigkeit des Politischen, des politischen Verhaltens folgerte, als für einen Standpunkt, der von einer vorgegebenen politischen Haltung ausging, was dann eigentlich das Gespräch über Kunst kaum mehr ermöglichte.«

T.N.

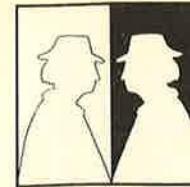
Leser der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« und vieler Regionalzeitungen kennen bereits Peter Maiwald. »Seine Gedichte prägen sich ein durch ihre unverbrauchten Bilder, ihren rhythmischen Witz und den oft widerborstig gebrauchten Reim«, urteilte die Jury des Friedrich-Hölderlin-Preises.



DVA

Deutsche Verlags-Anstalt

Peter Maiwald
**Balladen von Samstag
 auf Sonntag**
 Gedichte
 104 Seiten
 Format 11,5 x 18,7 cm
 Gebunden
 DM 18,-



persona verlag
 Exilliteratur 1933-1945

**Anna Gmeynner:
 Manja**

Ein Roman um fünf Kinder
 380 Seiten, DM 38,-
 ISBN 3-924652-00-7

Manja ist die Geschichte von fünf Kindern und ihren Familien im Deutschland der Jahre 1920 bis 1934. Manche steigen auf, für andere beginnt die Zeit der Demütigung und Verfolgung... 1938 in Amsterdam erschienen, jetzt neu aufgelegt.

**Lili Körber:
 Die Ehe der
 Ruth Gompertz**

Roman, 250 S., DM 24,-
 ISBN 3-924652-01-5

Der dokumentarische Roman schildert das Leben einer jüdischen Schauspielerin vom Sommer 1932 bis April 1933. Die Unfähigkeit, dem wachsenden Grauen Widerstand entgegenzusetzen, lassen sie verzweifeln... 1934 in Wien erschienen, sofort verboten, jetzt neu aufgelegt

*In jeder Buchhandlung
 oder beim Verlag*

persona verlag

Lisette Buchholz
 Germaniastr. 53
 6800 Mannheim 24

Uwe Timm

Der Mann auf dem Hochrad

216 Seiten, Gebunden DM 22,-

»In sichtlicher Sprachlaune und mit spöttischen, manchmal satirischen Einfällen erzählt Uwe Timm in *Der Mann auf dem Hochrad* von der Entschlossenheit des Tierpräparators Schröder, im 15 000 Seelen zählendem Coburg das Hochrad einzuführen.«

Frankfurter Rundschau

»In der Explikation einer relativen Fortschrittlichkeit entfaltet sich Timms Kunst; er macht da den idealen Spielraum für Humor aus, diesen Treffpunkt von Zuneigung und spöttischer Distanz.«

Deutsche Volkszeitung

»Timm nimmt das Hochrad nicht als Vehikel für Histörchen zum Amusement des Lesers, sondern lässt der Erfindungskraft eines neugierigen Geschichtsbewußtseins Lauf.«

Konkret



k&w
 KUNST & WISSEN

THEATERZEITSCHRIFT

THEATERZEITSCHRIFT

Wenn Sie unter Theater mehr verstehen als die "großen Ereignisse" und die paar prominenten Bühnen -

Wenn Sie fundierte, ausführliche und kontroverse Reflexion der Theaterarbeit wichtiger finden als Hochglanzpapier und Photoorgien -

Wenn Sie die Arbeit der Freien Gruppen ebenso interessiert wie das "Provinz"-Theater, Spielpädagogik ebenso wie alternatives Experimentaltheater -

Wenn für Sie Theater etwas zu tun hat mit Kulturpolitik und Medientheorie, mit Geschichte und mit Sozialwissenschaft -

Wenn für Sie Kunst nicht im Elfenbeinturm stattfindet und Sie auch im Theater Ihren Kopf zu benutzen pflegen -

Wenn Sie sich - mit einem Wort - auch im Theater nicht bloß was vormachen lassen wollen -

Dann sollten Sie TheaterZeitschrift kennenlernen: das Diskussionsforum, auf dem die Probleme des Theaters erörtert werden.

Vierteljährlich auf 128 bis 160 Seiten. Im Format 18 x 23 cm, illustriert. Gebunden. Jedes Heft mit einem Schwerpunkt-Thema, weiteren Aufsätzen außerhalb des Schwerpunkts und mit Besprechungen neuer erschienener Bücher.

"Für alle, die sich im Theater nichts vormachen lassen wollen" - die bisher erschienenen kleinen Lesebücher der 'TheaterZeitschrift' machen ... aus diesem Slogan ein eingelöstes Versprechen. Die mit Gespür für die Zeit gesetzten Schwerpunkte werden ausführlich und allseitig behandelt. Widersprüche, Polemik, engagierte Meinung sind keine Tabus." (Götz Bolten im Südwestfunk)

"Gespräche und Berichte mit/von Praktikern stehen neben theoretischen Analysen, die die Tagesaktuallitäten in ihren sowohl historischen wie systematischen Rahmen einordnen." (die tageszeitung)

Die letzten und die nächsten Schwerpunkt-Themen: Heft-Nr.

Autoren	7 (1984)
Theaterwissenschaft	8 (1984)
Frauen am Theater (1)	9 (1984)
Frauen am Theater (2)	10 (1984)
"Klassiker"	11 (1985)
Theaterkritik	12 (1985)
"Spektakel"	13 (1985)
Gegenwartsstoffe/ Gegenwartsthemen	14 (1985)

Für alle, die sich nichts vormachen lassen wollen.
auch im Theater

TheaterZeitschrift kostet als Einzelheft 8 Mark (plus Versandkosten), im Abonnement 32 Mark frei Haus (im Ausland: plus Porto). Für Studenten 28 Mark. Wir laden Sie ein zum Probe-Abo: Gegen Voreinsendung von 10 Mark (als Schein/Scheck) erhalten Sie die nächsten beiden Hefte. Wenn Sie dann TZS nicht weiterbeziehen wollen, sagen Sie uns innerhalb von vier Wochen nach Erhalt des zweiten Hefts ab; andernfalls nehmen wir Sie in unsere Abonnement-Kartei auf. - Senden Sie diesen Abschnitt bitte zusammen mit Ihrer Vorauszahlung an: TZS, Großbeerenstraße 13A, D-1000 Berlin 61.

Ihr Name: _____

Ihre Adresse: _____

FRANKFURTER HEFTE

Zeitschrift für Kultur und Politik

Herausgegeben von Walter Dirks und Eugen Kogon

FH - extra 6

**Nach 1984:
Die Krise der Zivilisation und unsere Zukunft
176 Seiten, DM 19,80**

Inhalt:

Walter Dirks: Die alten Normen und der neue Richtpunkt / Eugen Kogon: Die Aufgaben vor uns / Walter Dirks: Für ein anderes Europa / Alfred Mechtersheimer: Reform oder Überwindung des Blocksystems? / Theo Rasehorn: Die Überwindung des »Rechtsstaats« / Friedrich Rapp: Erkenntnistheoretische Überlegungen zu einer alternativen Naturwissenschaft / Klaus Michael Meyer-Abich: Frieden mit der Natur / Otto Ullrich: Abschied vom Mythos der Großen Maschine / Eugen Kogon: Eine Anmerkung: Das Ingenieur-Studium / Dieter Claessens: Ent-Wirklichungen / Hans Jonas: Technik, Ethik und biogenetische Kunst / Walter Weymann-Weyhe: Die Kirchen im Normenkonflikt / Norbert Mette: »Ohne Tugenden geht es nicht...«? / Ferdinand W. Menne: Subsidiäre Solidarität: Die Kraft der Kleinen und der Schutz der Schwachen / Michael Theunissen: Produktive Innerlichkeit / Eva Jaeggi: Die Psychologie und das »rechte Leben« nach 1984 / Hartmut von Hentig: Fragmente einer zukünftigen Pädagogik / Helmut Peukert: Über die Zukunft von Bildung / Ferdinand W. Menne: Jugend — Alternativbewegung — Zukunft / Dieter Rucht: Neue Soziale Bewegungen — Anwälte oder Irrläufer des Projekts der Moderne? / Bernd Kahrmann: Orwells »1984« / Hanns-Josef Orth: Köder, Beute und Schatten — Suchbewegungen der Literatur / Helmut Gollwitzer: Was galt? Was gilt? Was wird gelten?

Coupon

Ich bestelle... Exemplar(e) FH - extra 6 (DM 19,80)

Name: _____

Straße: _____

PLZ/Ort: _____

Datum/Unterschrift: _____

Publik-Forum für Frankfurter Hefte
Mörfelder Landstraße 6, 6000 Frankfurt am Main 70

1/85

Januar

Frank Deppe

Wege ins Paradies?

Gerd Fuchs

Der Alb auf dem Hirn der Lebenden

1945 mit 13

Arne Raeithel

Das Lebendige, das Tote und die Symbolmaschinen

Michael Otte

Kunst und Wissenschaft

oder die individuell beförderte Einsicht in
allgemeine Zusammenhänge

Heinar Kipphardt

Zergliederung einer Verstörung (Fragment)

Konstantin Simonow

Das Vernichtungslager

außerdem Beiträge von Claus Bremer, Hans-Jürgen Krysmanski,
Manfred Lauermann, Peter Maiwald, Thomas Neumann u. a.